Princeton University Library
32101 069161667

Hans Brandenburg

Aloe

oder

Die Liebenden

Roman

München und Leipzig
Verlag von Georg Müller
1909

35
1
25
M 450
4.5 15.6.12

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Hans Brandenburg

Chloe oder Die Liebenden

Hans Brandenburg.

Chloe

oder

Die Liebenden.

Roman.

München u. Leipzig.
Verlegt bei Georg Müller.
1909.

Von dieſem Werke wurden 100 Exemplare auf van Geldern abgezogen, in der Preſſe nummeriert und in Ganzleder gebunden. Der Preis eines ſolchen Exemplares beträgt Mk. 10.—. Den Druck beſorgten Mänicke u. Jahn in Rudolſtadt. Den Einband zeichnete Paul Renner.

Copyright by Georg Müller in München

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Goethe

(RECAP)

3435
.21
.325

541411

I

Es war die Sehnsucht nach dem Vollkommenen, die Günther, den Knaben, erfüllte. Er wuchs im Hause seiner Pflegeeltern auf; seine rechten Eltern hatte er früh verloren. Ganz auf sich selbst angewiesen, lebte er, wenn nicht gerade die unerbittliche Folge dumpfer, schwermütiger oder nervenzerrüttend-gefahrvoller Schulstunden den stillen Zug seiner Träume störte, im Garten hinter dem Hause das süße und verlorene Glück leidenschaftlicher Einkehr in sich selbst. Oft genug wußte er sich dem Zwange des Unterrichts zu entziehen, indem er den Zustand fiebriger Angst vor Klassenarbeiten oder strengen Lehrern für ein natürliches körperliches Unwohlsein ausgab oder auch bei völliger Gesundheit irgendwelche Krankheiten erheuchelte. Denn wenn ihn ein neuer Gedanke befallen hatte, konnte er nur diesem leben und wußte jede Störung abzuwehren.

Diese Gedanken, die Zeichen einer heimlichen und noch unbewußten Sehnsucht nach Schönheit waren, lösten sehr oft und plötzlich einander ab,

aber jeder einzelne, so sonderbar er sein mochte, beherrschte Günthern eine Zeitlang ausschließlich. So hatte er einmal eine Leidenschaft zu elektrischen Glühbirnen. Er lief alle Straßen der Stadt ab und machte alle Schaufenster ausfindig, in denen solche Lichtkörper brannten. Nicht daß er mit Wißbegier ihr Geheimnis hätte erforschen wollen — jede dieser schlanken Birnen aus feinem Glas mit ihren vielfach gewundenen, dünnen und unsagbar hellen Lichtfäden war ihm ein Wunder, das er mit einer süßen Beklemmung anschauen mußte. Ein andermal waren es Musikinstrumente, denen seine Liebe galt. Jede freie Stunde stand er vor den Magazinen und betrachtete das glänzende Holz und die straffen Saiten der feingebugten und geschwungenen Gitarren und Violinen und war glücklich, wenn er durch die offene Ladentür etwas von ihrem seltsamen und kräftigen Waldgeruch spürte. Er hatte keineswegs den Wunsch, eines dieser Instrumente spielen zu lernen — jedes einzelne war für ihn etwas in sich Vollkommenes, Gestalt gewordenes Tönen, und er betrachtete es wie der Liebende die Braut, als habe endlich irgend etwas seine Erfüllung gefunden.

Erst die Zeit seiner Entwicklung brachte ihn in dunklere, aber mächtigere Ergriffenheiten. Er zimmerte sich auf dem Gerätehäuschen, das in

einem äußerſten Winkel des Gartens ſtand und auf deſſen Dach ihn einige als Leiterſproſſen an den Zaun genagelte Latten hinaufführten, eine kleine Bank in den uralten Holunder, der ſich über das Pappdach dieſes Holzhüttchens reckte, und nagelte eine kleine, mit Schloß verſehene Kiſte auf das Dach, worauf er beides, Bank und Kiſtchen, mit ſchöner grüner Farbe anſtrich. In der Kiſte bewahrte er eine Flaſche mit ſüßem italieniſchem Wein auf, denn er hatte bei den Dichtern vom Wein geleſen als von einem Zauberer und Wundertäter, vom Wein und von der Liebe. Und in warmen Nächten ſchlich ſich Günther aus dem Hauſe in den Garten, kletterte auf ſeiner wunderlichen Hühnerleiter in ſein lauſchiges Verſteck, öffnete ſein Weinſchränkchen und ſetzte die Flaſche an den Mund. Und in langen, tief aufquellenden, ziehenden Fäden umſpannen ihn die Düfte aus den Holunderdolden wie endloſe Geigentöne, und Günther verſank mit brechendem Blick in weißen, wehenden Sternenflören, und in der Mitternacht gingen unerhörte Geſchehniſſe durch ſein Blut, aber in ſein Bewußtſein traten nur ihre rieſigen und undeutlichen Schatten.

Den Wein ſteckte ihm eine Italienerin zu, die er anbetete. Sie war die Tochter eines grauen Abenteurers, der ſchon mehrmals im Zuchthaus geſeſſen hatte und dem bei verſchiedenen Raufereien

beide Ohren abgeſchnitten und ein Auge eingeſchlagen worden war. Der hatte in einer Vorſtadt eine italieniſche Weinkneipe aufgetan und ſeine ſchöne ſchwarzlockige und dunkeläugige Tochter hinter den Schenktiſch geſtellt. Günther war einmal durch die Verführung eines älteren Mitſchülers in dieſe Kneipe geraten und dort einem alten Sprachenlehrer in die Hände gefallen, der zwiſchen ihm und der ſchwarzen Angelina den Kuppler machte. Der Sprachenlehrer hatte in ſeiner beſſeren Zeit mehrere Grammatiken bearbeitet, von denen er nun leidlich leben konnte, und ſaß täglich bei Angelina hinter ſeinem Fiascho. Er kam ſchon in der Frühe und ſaß bis Mitternacht, indem er die ganze Weinkarte durchtrank. Mit Günther hatte er gleich Freundſchaft geſchloſſen. „Ha, junger Freund!“ ſagte er, oder „mein ſüßes Milchgeſicht“ oder „zierer Knabe.“ Günther ſtahl ſeiner Pflegemutter Schmuckſachen und verkaufte ſie, nur um bei Angelina Wein trinken zu können. „Mut! Mut! junger Freund,“ rief der alte Sprachenlehrer, „du mußt die Angelina bei den Füßen ergreifen, ihren Kopf zwiſchen die Beine nehmen und auf ihren Brüſten Mandoline ſpielen.“ Und er klimperte mit geilen Fingern in der Luft, zwinkerte der Angelina durch ſeine Brillengläſer zu, pruſtete grinſend in ſeinen langen grauen Bart und ſchob ſich eine Priſe Schnupf-

tabak in die blau gequollene Naſe. Günther aber ſchaute ſcheu und demütig zu Angelina auf wie zu einem Heiligenbild, und in ſeinem Herzen wohnten Andacht und Liebe. Und Angelina verſtand, daß der Knabe ihr mit reinen Händen opferte, und nahm nie mehr Geld von ihm an.

Die proteſtantiſche Erziehung jedoch, die Günther genoß, und der häufige Beſuch der Kirche, zu dem er gezwungen wurde, ſchenkten ihm bald ein Gewiſſen und gaben dem Spiel ſeiner Sehnſüchte und Triebe den Charakter eines verſtohlenen ſündigen Treibens, ſo daß ſchon der Knabe über „Fleiſchesluſt“ nachdachte als über etwas Zweifelhaftes und Anrüchiges. Er kannte Schuld und Reue.

Und doch: wer verhindert das bittere, tränenerſtickte Glück der blauen Jasminnächte früher Jugend? Auch Günther ſchlich in den abendlichen Gaſſen hinter allen Mädchen, als ſeien es Fürſtinnen und hätten Königreiche zu verſchenken von Schönheit und Güte, und verirrte ſich in den ſchwülen Gärten und lag, nach einem Menſchen ſchreiend, und genoß den Sturm ſeiner Glieder in bitterem Ungenügen.

Und als im Winter eine ſchöne und junge Schauſpielerin auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt gaſtierte, da ſchmückte er ſeine Träume mit ihrem holden und glänzenden Bild, das ihn aus vielen

Schaufenſtern grüßte. Er ermöglichte es mit großen Mühen, ſie ſpielen zu ſehen, ſtand vor der Aufführung drei Stunden in Schnee und Kälte vor ihrem Hotel und lief hinter ihrem Wagen her, in den ſie, ſchlank und mit pelzbeſetztem Abendmantel, geſtiegen war, und ſah im Theater, obwohl er zum erſten Male vor einer Bühne ſaß, durch ſeinen Operngucker nur ſie. Nach der Vorſtellung wartete er am Ausgang und erlebte es mit eiſigem Erſchrecken, wie ſie mit einem dicken und reichen Geſchäftsjuden, den er kannte, in den Wagen ſtieg. Er ging zitternd nach Hauſe und ſetzte ſich ins Dunkle. Im Nebenzimmer ſang ſeine Pflegemutter zum Klavier: „Willſt du dein Herz mir ſchenken, ſo fang es heimlich an —“ Er fiel zu Boden und weinte. Und um ſein erſchüttertes Knabenhaupt wob das ſchlichte Lied als Aureole in lichtem Gold den Traum von der wahren, reinen und innigen Liebe. In ſeinem Bett erlag er dennoch der großen Sehnſucht nach der Schauſpielerin. Er dachte nur an ihre Bruſt und ihren Schoß, und ſeine verſchmachtenden Hände gerieten in das tolle und wilde Schaukeln, in das ſich alle Luſt und alles Leid verzückt aufquellend ergoß.

So wuchs er in Sehnſucht auf. Sein gewaltiges Ereignis wurde es, daß er mit fünfzehn Jahren plötzlich jubelnd ſprach: Ich bin

jung. Wer ſpricht es ſchon ſo früh? Damit war alles entſchieden: Er fühlte ſich als ein junges Rennpferd im Stall. Er fühlte ſich als ruhenden Kämpfer, deſſen Sehnen ſich begehrlich ſtraffen. Er fühlte ſich als ein Schiff vor der Abfahrt mit geblähten, hell leuchtenden Segeln. Er fühlte ſich als einen Heiland in der Wüſte, deſſen Zeit nun kommt und der Tauſenden ſchenken kann. Und zwei Jahre ſpäter verließ er die Schule und zog in eine große ſüddeutſche Stadt als Dichter.

II

Es war ein Jubelſturm in Günthers Blut — die Welt gehörte ihm. Er konnte ſich Zigaretten kaufen, ohne väterliche Mahnungen zu hören, er konnte frei in breiten, ſchönen Straßen umhergehen und nach Belieben ſeine Tage einrichten. Er konnte in den Weinſtuben ſitzen, und ſchöne Mädchen brachten ihm den Wein, und er durfte ſie mit der Hand berühren. Doch wurde das Spiel gleich zum ſehnſüchtigen Ernſt. Er fand eine Kellnerin mit weicher, ſchmiegſamer Stimme und vollem, blond umrahmtem Madonnengeſicht, die ihn mit ſchmerzlicher Deutlichkeit an eine früh geliebte, verſtorbene Frau erinnerte. Er ſaß Abend für Abend im roten Dämmern ihres kleinen Lokals, wo Wein und ſüßer Tabak duftete und jugendlich Mandoline und Gitarre klangen. Sie behandelte ihn ernſt und lieb, und er wußte nicht, weshalb ſeine älteren Kameraden, die mit ihm am Tiſche ſaßen, ihn verlachten. Er gab ihr drei Mark Trinkgeld und flüſterte ihr zu, er würde draußen auf ſie warten und ſie mit nach Hauſe nehmen. Darauf lächelte ſie und ſtrich ihm durch ſein blondes Haar.

Und draußen wartete er. Er wartete bis drei Uhr in der nächtlichen Straße und ließ ſich nicht beirren durch ſeine Kameraden, die immer wieder die gleiche Runde machten und immer wieder lachend und gröhlend bei ihm vorbeigingen. Er hatte ſein Zimmer mit Roſen geſchmückt, dort wollte er ſich mit ihrem Körper vermählen und die Sehnſucht ſeiner Jugend befreit hinjubeln laſſen über ihre reine Nacktheit. Endlich kam ſie, aber am Arme eines ſchenkelſtrammen Korpsſtudenten, und im ſelben Augenblick kamen auch ſeine Freunde wieder und ſahen es und ſtimmten ein endloſes Gelächter an. Da ging er nach Hauſe. Der Duft ſeiner ſchon halbwelken Roſen flüſterte Märchen von matter Sonne und vergoſſenem Wein. Günther aber fühlte, daß er dunkel ſuche, was er doch nicht gefunden haben würde, und obwohl er wußte, daß einſame Nächte und ein Bett ohne Gefährtin das einzige wahrhaft Traurige ſind, ſchrieb er:

„Ich warte nur, ich warte nur,
bis es mich allgewaltig rührt.
Ich kenne wohl den wilden Flug
und ſpüre tief den großen Zug,
der ſündhaft ganz ins Leben führt —
Ich warte nur, ich warte nur,
bis es mich allgewaltig rührt."

Und er ließ ſich ſeine ſtarke, junge Sehnſucht

nicht nehmen und ſeinen lichten Glauben. Er bannte ſie in ſeine Werke. Er ſaß und arbeitete. In ſeinen freien Stunden unterhielt er einen regen Verkehr mit jungen Leuten, und auch Mädchen wurden ſeine guten Kameraden. Aber er zerſtörte immer wieder dieſe Verhältniſſe zu ſeinen Freundinnen durch ſein zärtliches und heftiges Weſen und zog ſich dann, im Tiefſten verbittert, zurück. Was iſt es denn? ſo dachte er. Verlange ich etwa eure Liebe? Nein, ich verlange ſie nicht. Ich ſchenke euch ja auch nicht meine Liebe. Aber wir ſind jung und lieben nicht. Und wer jung iſt und nicht liebt, dem ſollten ſich doch die Hände und Lippen ſtrecken in Sehnſucht. Ihr aber habt Fiſchblut und euch beläſtigen meine Umarmungen, die euch doch ſo lieblich kitzeln, wenn ihr ein Glas Wein getrunken habt. Nur wenn man euch die Ehe verſpricht, fügt ihr euch auch in die Strapazen der Liebkoſungen. — So ſetzte er ſich wieder hin und baute am einſamen Werk, ſchwor in ſchwelgeriſchem, einſamem Entzücken die hellſten Bilder herauf und lag doch, wenn ihn ſein Schöpferjubel verlaſſen, in den Wallungen ſeines Blutes und horchte hinaus, ob nicht ein leiſer Schritt ſich nahte und eine linde Geſtalt.

Einſam ſein: das heißt dem Frühling fluchen und Gott höhnen. Einſam ſein: das heißt Miß-

gunſt und Galle tragen durch den lichten Tag. Einſam ſein: das heißt die Liebenden verſpotten und neidiſch ihr Glück ſchmähen Stunde um Stunde.

Als Günther herrlichſten Träumen Geſtalt gegeben und fertig war, verharrte er monatelang in Starre und Dumpfheit. Schließlich ſchrieb er an ſeine Jugendfreundin Konſtanze. Konſtanze lebte in einem Dorf in der Nähe ſeiner Heimatſtadt. Ihre ſtreng religiöſen Eltern waren mit ſeinen Pflegeeltern befreundet, aber Günther hatte Konſtanze erſt kurz vor ſeiner Abreiſe aus der Heimat kennen gelernt. Sie war fünf Jahre älter als er und war klug genug, ſeine Pläne und Gedanken zu verſtehen. Sie bewunderte und verehrte ihn.

Ihr ſchrieb er und ſchickte ihr ſein Werk. Und er bekam einen wunderſchönen Brief zurück: ſie ſei ſo einſam wie er, aber Einſamkeit mache reich und Schmerzen brächten Gott näher. Sein Werk bringe viel Licht in ihr Dunkel. Sie ſei ſeine Freundin mit der ganzen Seele. So ſchrieb ſie und hatte viele ſchöne Worte.

In ihm ſprangen alle Quellen des Gemütes auf. Er packte bebend ſeinen Koffer, eilte an die Bahn und ſtieg in den erſten Nachtſchnellzug nach Norden. Er lag ſchütternd im dumpf gerüttelten Wagen, verſank in ſchwarzen, öden

Halbſchlaf und fuhr wieder jäh auf, nach ſeinem Briefe in der Bruſttaſche taſtend, als fühle er da die Wärme alles Lebens. So fuhr er die ganze Nacht.

Er kam an und ſank vor Konſtanze in die Kniee. „Gewiß, ich ſchaffe Großes, aber ich ſchaffe in ſo bitterem Ungenügen. Was ich ſchaffe, macht dich glücklich und ich bin über alle Maßen unglücklich.“ Sie weinte, ihre Tränen floſſen auf ihn nieder und ſie drückte ihn an ihre Bruſt. Da war es ihm, als ſei ſein Herz eine durſtigweite Schale, und in ſie ſtrömten Bäche der Liebe.

Das Dorf lag ganz in Gärten und Wäldern, und der Sommer hatte alle Erde ſchön gemacht. Wer war Konſtanze? Sie hatte braunes Haar und ein Geſicht von edlem Ebenmaß, ſie war groß und von kräftigen Knochen, aber ihre Brüſte blühten nicht im Verlangen der Sinne.

Günthern war, als ſtrömten in ihn Bäche von Liebe. Doch als er Konſtanze ſtundenlang ſpäter fragte — in wehendem Mondflaum zitterte der nächtliche Sommerwald —, ob ſie ihn liebe mit der Liebe des Weibes, da ſagte ſie nein. Er ſtöhnte auf, lächelte dann, als ob er nicht richtig verſtanden habe, warf ſich an ſie, die ihm mit traurigem Antlitz ſehnſüchtig beide Arme öffnete, und ſog von ihrem Mund den bitteren Seim ihrer fremden Küſſe.

Er rang um sie fünf Tage. Es war Sommer. In den Tälern lag der Sonnenschein wie altes, schweres Gold, und die Wälder, in die sie schritten, taten sich auf wie kühle Gotteshäuser voller Weihrauch und sommerschwerem Segen. Günther rang um Konstanze. In ihm straffte sich alle Sehnsucht zu todesmutigem Verlangen nach ihr, aber Konstanze brach unter den Schreien seines wuchtigen Empfindens zusammen wie unter Dolchstößen, und das Flehen ihres leidenden Gesichtes war Abwehr. Doch oft bluteten sich ihr Mitleid und ihre Einsamkeit an seinem Herzen frei, sie wurde weich und hingebend, dann lagen sie beide in heißer Umklammerung, schwammen auf dumpf brodelnden Meeren schwanker Gefühle, und wenn er in solchen Augenblicken seinen Willen, sie als seine Geliebte zu einem hellen Glück zu führen, aufraffte, war es ihm, als ergriffe er hart und trotzig ein Steuer und lenke durch Blut und Tränen einem jubelnden Morgenrot zu.

Es war alles unentschieden, als er abreiste. Er ging in sein altes Leben zurück und schrieb Konstanze jeden Tag. Sie sah in ihm die Erfüllung aller Träume, bewunderte und verehrte ihn wie keinen anderen Menschen, hielt sich unwert der Reichtümer, die er an sie verschwendete, und verzehrte sich in Dank und Mitleiden. „Du

biſt groß und rein," ſo ſchrieb ſie. „Ich ringe meine Hände wund im Gebet mit Gott, dich doch wiederlieben zu können." So ſchrieb ſie.

Er dachte oft, er ſei einer, der von Frauen nicht geliebt werden könne. Er ſei einer, der ſo ſehr im Weibe lebe, daß er ein Stück Weib geworden, ein Atom im Ewig-Weiblichen — er liebe zu ſehr, um in der Liebe Glück haben zu können. Denn ich ſinke, ſo ſagte er, in Träume und denke mein ſchönſtes Gedicht, wenn ich den warmen Druck einer Mädchenhand ſpüre, ſtatt zuzugreifen und die Stunde zu nutzen, um mein Glück vollkommen zu machen. Er hielt ſich für zu weibhaft-ſenſibel, glaubte, er betrüge ſich um ſein Glück, weil er beim Weibe daran dächte, nie eine Geſchmackloſigkeit zu begehen, die im Widerſpruch ſtünde zu ihrer Zartheit und Anmut. Und er fühlte gleichzeitig mit dem Beben ſeiner ausgeſtreckten Hände eine Kraft in ſich, die ſchon alles kennt, bevor ſie es erfahren und erprobt, und auf ſeinen Lippen ein herbes Lächeln des Wiſſens vor der Tat. Und dennoch kannte er die zuckenden Brünſte und ſchreienden Gieren, über die groß wie Morgenrot ein Gebet hinklingt, und hatte einen zähneknirſchenden, händeballenden Neid auf die „Erfolgreichen", die ſich robuſt geben wie ſie ſind, auf die Brutalität des gemeinen, aber ſieghaften Lebens. Jawohl,

monumentale Dummheit und gequaderte Solidität, so dachte er, ist das dem Weiblichen Konträre, ist der andere Pol der Elektrizität zwischen Mann und Weib. Und ich kann zuschauen, wie die Funken überspringen . .

Über der Tiefe dieser verborgenen Leiden trieb die fröhliche Regsamkeit seiner Jugend unbekümmert ihr Wesen. Er gab Feste auf seinem Zimmer und führte beredt und unwiderstehlich das große Wort. So ging es ein ganzes Jahr, bis der neue Frühling kam. Dem Frühling dachte er eine ganz besondere Feier zu, und auf seiner Mansarde war es lustig und laut bis spät in die Nacht. Dann gingen die Gäste, einer nach dem andern, nur die junge Frau eines seiner Freunde, der verreist war, blieb zurück. Erst fiel es Günther nicht auf, denn er stand mit ihr seit langem in guter Kameradschaft.

Schließlich waren sie allein, und indem sie auf dem Diwan saßen inmitten kleiner Tische voller verschütteten Weines und verstreuter Zigarrenreste, und sich im müden Dämmer roter Ampeln Sträuße erster Anemonen welk und traurig senkten, sah die junge Frau ihm ernst in die Augen und sagte: „Du bist nicht fröhlich. All dein Reden und Lachen verbirgt mir schlecht deine Einsamkeit.“ Und versinkend in einer jähen Welle heiß aufquellenden Mitleids zog sie

ihn in ihre Umarmungen, fühlte, daß ihm nicht Worte halfen, und wärmte sein erfrorenes Herz an ihrer gütigen Brust. Er zerbrach weinend in süßer Schwäche und stammelte wie ein Kind. Da zog sie ihn milde hinaus in die Mondnacht, und er offenbarte sein ganzes Herz unter hellen Bäumen. „Deine Stunde wird kommen," sagte sie gläubig und senkte nicht die Augenlider unter seinem spöttischen Lächeln.

Er fühlte, jetzt könne er haltlos versinken in schmachtendem Begehren. Drum sagte er ihr, er werde gleich reisen. Und sie, die in aller Gattentreue ein seltsames, nur halb bewußtes Ereignis des Blutes erlebte, das sie mutig und ohne Reue langsam fühlte, half ihm den Koffer packen und begleitete ihn im frühen, kühlen Tageserwachen zur Bahn. Er wollte in ein fremdes Land. Nachdem er sie geküßt, stieg er in den Zug und verließ den ganzen Tag das Coupeefenster nicht, durch das er sie zuletzt gesehen hatte, und flüsterte noch oft mit aufsteigenden Tränen in das fliegende Land: „Liebe! Liebste!"

III

Günther fuhr über das Meer. Er ſtand auf Deck, und zuerſt wurde ihm das weite Waſſer noch zum Traum von dem Lande, das er verlaſſen hatte: er ſah endloſe grüne Wieſenflächen, aus denen unzählige ſchneeweiße Kirchtürmchen auftauchten. Günther ſtand noch die ganze Nacht und wartete aufs Morgenrot. Straff ſtand er und ſehnte ſich. Ganz ferne Scheinwerfer warfen, ſich drehend, huſchende, irre Blicke ins Dunkel. Das Waſſer war wie Pech. Leiſe und flötenſüß begann eine Röte am Himmel und legte langſam einen Hauch aufs Waſſer. Da wurde es wie ſchweres, ſiedendes Blei. Segelſchiffe ſtanden ſonderbar weſenhaft mit ihren braunen Tüchern in der ſchwimmenden, eiſig-hellen Luft, das Meer wurde fließendes Silber, und ſchließlich ſtieß die Sonne ein flammendes Band über die ganze Fläche hinaus, Perlmuttertöne wurden auf den Wellen wach und ein Regenbogenflimmern in alle Fernen.

Er landete in einer großen Stadt und blieb dort. Täglich irrte er in dem Millionengewoge

fremder Menſchen und ſuchte auf der Flucht vor ihnen die Einſamkeit kühler Muſeen auf. Eines Tages traf er — und beide blieben ſtehen wie verſteinert — mitten im dichteſten Getriebe Konſtanze. Sie war, ohne daß ſie von ſeiner Reiſe wußte ebenſowenig wie er von ihrer, ſchon ſeit mehreren Wochen hier und ſuchte vergeblich eine Stellung. Nun glaubten ſie an ein Wunder und ließen ihre Hände nicht mehr los.

Und Tag für Tag trafen ſie ſich in den großen Parkanlagen der Stadt, und immer gegen Abend taten ſich ihre Herzen ſeltſam auf. Dann ſpürten ſie: es war ein Frühling in der Welt wie nie zuvor. Die bunten Kehlen der Vögel zerſprengte faſt die Brunſt ihrer Lieder, und ein Blütengewoge ohne Ende breitete ſich aus in den Abendhimmel. Und Gott paarte alle Weſen, und die Menſchen ſanken ſich ſchluchzend in die Arme, und die wilden Tiere wie die zahmen kannten nur die Liebe. Und inmitten dieſes wonnevergeſſenen Tumultes aller Weſen trieben dieſe beiden verlorenen Menſchen und fanden ſich nicht, Günther und Konſtanze. Sein überquellender Körper rüttelte in tauſend Schmerzen an der verſchloſſenen Pforte ihres harten Schoßes, und ſie hätte ſchmelzen mögen und konnte es nicht.

Oft irrten ſie durch glühenden Sonnenbrand im Gedränge fremder Straßenzüge. Er dürſtete

nach einem Ereignis. Ach, seine Liebe zu Konstanze war ein Traum, doch wußte er es nicht, und es war nur die Kraft seiner so jungheißen Phantasie, die diesen Sturm der Sinne in ihm weckte. Denn sein Begehren war so trüb und bitter, und so wild er auch biß, — er brachte keine Süßigkeit in ihre trockenen, verlechzenden Küsse. — Sie flohen vor den Menschen in einen öffentlichen Garten und lebten dort, auf den Wiesen liegend, ihren letzten Nachmittag, denn am nächsten Morgen wollte Günther zurückreisen in seine deutsche Stadt. „Nur eine gänzliche Vereinigung würde dich erlösen," sagte Günther und fügte flüsternd hinzu: „Ein Kind —" Sie warf sich weinend an seine Brust und hauchte: „Oh, du bist rein und göttlich." Und er ließ große Gedanken durch seine Seele ziehen und beschloß, sich noch am Abend mit ihr zu vereinigen. Und während er es bedachte und dabei, oft zuckend, auf ihrem starken und flachen Körper lag, sagte er sich: Ich werde mit ihr über die Schwelle eines strengen Domes treten — o, warum ist es so schwer und traurig und doch so unabwendbar.

Der Entschluß, der sich auch Konstanzens Seele mitgeteilt hatte, verlor sich wieder. Günther begleitete sie nach Hause. Sie mußten mit der Eisenbahn durch wunderliche Tunnel und schwindelnd

hoch über Dächer fahren — so fuhren sie in die Nacht. Dann waren sie in ihrer Vorstadt. Und unter einer Laterne nahmen sie Abschied mit vielem Stöhnen. Konstanze verbarg ihr Gesicht in beide Hände und sagte ihr letztes Wort: „Gott, laß mich dieser Schmerzen immer würdiger werden."

Günther fuhr nach Süddeutschland zurück und lebte seine Tage hin. Er hatte sich mit seinem Schicksal abzufinden, er sagte: ich muß eine unglückliche Liebe durch das ganze Leben tragen. Oft zwar machte er sich Hoffnung und meinte, wenn seine große Jugend nicht mehr wäre, die ihn den Frauen fast noch als Knaben erscheinen ließ, müßten sich Konstanzens Gefühle ändern. Aber zumeist war er in einer großen, gleichmäßigen und erhabenen Traurigkeit. Fern allen Bedürfnissen der Menschen lebte er seinem Werke, verlor sich an alles Lebende ganz, schwebte, selbst wunschlos, über den Dingen als eine Stimme, die spricht. Und doch überkam ihn immer wieder das Ungenügen des Schaffens. Dann hieß Kunstschaffen für ihn: sich zersetzen und zerfasern, es hieß für ihn: Seelenerlebnisse ausschlachten und Zwecken dienstbar machen, es hieß für ihn: die ursprüngliche Keuschheit der Gefühle antasten und alle reine, starke Unbewußtheit beschmutzen durch das roh nennende Wort, er hatte das Empfinden, als pumpe er

ſein ganzes Herzblut in ſein Werk und ſei dann ſelbſt erſchöpft und völlig leer. Doch kannte er auch wieder den Schöpferſtolz und fühlte ſich oft jenen hohen Regionen nahe, in denen die großen Glückloſen ſtehen, die mit den ewigen Schmerzen: Beethoven und Hölderlin, und ſah über die Welt mit dem Auge des Heiligen.

In jener Zeit ſah er in einem Park, wo er ſeinen Nachmittagskaffee trank, am Nebentiſch einen Backfiſch mit einer Dame ſitzen, die anſcheinend die Mutter des Mädchens war. Er dachte gleich an Horazens Vers: O matre pulchra filia pulchrior. Und mit einer plötzlichen Beklemmung, ſodaß er mit der Hand nach ſeinem Herzen fahren mußte — die Sommerbäume waren grün, und die Sonne leuchtete durch die roten Flöre des hängenden Mädchengewandes, o wie glühte es — dichtete er und ſprach es zu ſich ſelber: „Du Müder mußt dich neu zuſammenraffen, aus Traum und Sehnſucht weiter deine Welt zu ſchaffen.“ Und eine Stimme ſprach in ihm: „Ich liebe dein ſchwarzes Haar, ich liebe deine dunklen Augen, ich liebe dein braunes Geſicht, ich liebe deinen großen vollen Mund, ich liebe deinen ſchmalen Körper.“ Und mit einem tiefinneren Erſchrecken hörte er Mutter und Tochter italieniſch ſprechen und wurde erſt ruhig, als er deutſche Worte hörte. Was ſiehſt du

mich an? so dachte er, Isolde? Als gäbst du dich gleich hin mit deinem ersten Blick? Dann lachte er und wurde leichtfertig. Ein ganz verfluchter Backfisch, es lohnt sich eine kleine Liebelei mit dir, meine Mignon. Da sah er ihre Beine, und „sein Herz begann ein lautes Schluchzen.

Er sah das Mädchen nun jeden Tag. Immer saß sie mit ihrer Mutter am gleichen Tisch, und immer setzte er sich an den Nebentisch. Wenn sie noch nicht da war, befiel ihn der fliegende Irrsinn der Ungeduld, bis endlich fern ihr großer Strohhut auftauchte und sie heranschritt mit der herzhaften Energie ihres Ganges, der dem Trippeln der Weiber nicht ähnelte, sondern ein weites Ausschreiten war, als hemmten keine Röcke ihre nackten Glieder, ein freier, kühner Menschengang.

Und es begann das uralte Spiel, mit dem alle Menschenlust und alles Menschenleid beginnt. Sie senkten ihre Blicke ineinander, sie prüften mißtrauisch und mit unterdrücktem Jubel gegenseitig in langem Anschauen ihre Glieder, ob sie gerade wären und gut, sie suchten einander zu gefallen. Sie sahen sich an, sie sahen sich an. Das Mädchen spielte lachend mit den Kindern im Parke und sah dann zu Günther hinüber, indem sie forderte, mit heißem, eindringlichem Ernst forderte.

Günther aber kannte ſich. Er wußte, wie leicht er entflammte, und ſchätzte ſeine Verliebtheiten nie hoch ein. Doch warum ſollte er ſich nicht an dieſem kleinen Feuer einmal wärmen? Er verſank jedesmal in Todestraurigkeit, wenn die Kaffeeſtunde im Park, die immer länger wurde, vorüber war, und zog Abend für Abend durch die Weinſtuben der Stadt und trank gegen ſeine Gewohnheit unmäßig. Er wußte, daß er ſich ſtets um eine kleine Liebſchaft, mit der er doch ſein trauriges Leben ein wenig hätte verſchönen können, vergeblich bemühte, er verſtand nicht zu wirken. In allem Grau ſeiner Einſamkeit erſchien ihm der Park mit ſeinen lichten Sommerbäumen, unter denen das kleine und fröhliche Mädchen ſaß, wie ein klingendes Lied aller Anmut und Jugend. Ach, Günther ging einmal ſpät an einem Garten vorbei, in dem ein Haus verloren lag wie ein Märchen, da übermannte ihn im Gedenken an das Kind der Sturm ſeiner Sinne ſo heftig, daß er ſich am Staket feſthalten mußte.

Er verſuchte alles, ſie kennen zu lernen, und nahm alle Freunde, die er hatte, einen nach dem anderen, mit in den Park, bis endlich ein ihm nur entfernt Bekannter mit ihm ging, der Mutter und Tochter grüßte und Günther auf ſeine Bitte den Damen vorſtellte.

Günthern ſchwankte der Boden und das Herz, doch beherrſchte er ſich. „Oh, wir kennen uns ſchon lange,“ rief die Mutter lächelnd und ſtreckte Günther die Hand entgegen, „wir ſehen uns ja jeden Tag.“ Und Günther geriet unverſehens in eine ausgelaſſene Luſtigkeit. Chloe hieß der Backfiſch, Chloe. Sie lachte laut über ſeine Scherze.

Sie machten den Heimweg zuſammen. Der Herr ging mit der Mutter, und Günther mit Chloe. Chloe hielt tapfer Schritt mit ihrem friſchen Gaſſenbubengang, berührte ihn oft mit ihrem ſchlenkernden Arm, ſo nah ging ſie, und ſchwatzte unaufhörlich. Sie hatte gehört, daß er ein Dichter ſei, und ſchwärmte ihm daher natürlich von herrlichen Abendſtimmungen vor und von Italien, wo ſie aufgewachſen ſei.

„Wir haben dort einen Weingarten und einen Park, ich bin dort immer nackt herumgelaufen und habe oft in den höchſten Bäumen gehangen wie ein Affchen. Ich bin nämlich ganz braun am ganzen Körper,“ ſagte ſie und ſah ihn immerzu von der Seite herausfordernd an, lachte und machte ein recht breites Maul. Er kam garnicht zu Wort. Beim Abſchied rief ſie, und er ſah alle ihre weißen Zähne: „Auf Wiederſehen!“

Günther rannte im Mondſchein durch Wälder. Hätte es für ihn noch ein Glück gegeben auf der Welt, er hätte es gefühlt, daß das Glück wie

warmer Tau auf ihn niederſank aus allen Bäumen, wo es ſang, unter jedem Blättchen Glück ſang mit tauſend Zungen.

Spät abends kam er ermüdet heim und ſchrieb an Konſtanze: „Die ganze Tiefe meines Weſens gehört dir für alle Zeit. Ich weiß, daß ich vom Leben nichts mehr zu erwarten habe. Ach, gäbe es nur ein wenig leichte Anmut für mich. Stände doch immer ein Blumenſtrauß vor mir, wenn ich über meinem Werke ſitze.“

Schon am nächſten Tage mußte er nach ſeiner Vaterſtadt reiſen zur ſilbernen Hochzeit ſeiner Pflegeeltern. Auch Konſtanze kam zum Feſt.

Der Zug flog von Süden nach Norden, Günther kam in eine andere Welt: er ſah ſeine Heimat wieder.

Einige Stunden ſpäter ſtand er am Bahnhof und wartete auf den Zug, mit dem Konſtanze kam. Er ſtand, noch als der Zug in die Halle einfuhr, mit abweſenden Gedanken: „Chloe! Chloe!“ Er trat auf Konſtanze zu und dachte: Ich habe dich verloren. Sie machten ſich auf den Weg zu ſeinem Elternhaus, Günther war ſchweigſam, verärgert und mißgeſtimmt. Sie hat einen abſcheulichen Hut auf, dachte er.

Und er ſah ſeinen Garten wieder. Zuſammen mit Konſtanze ſah er ihn. Ihr konnte er jedes ihm geheiligte Plätzchen zeigen, ſie nahm an ſeinen

Träumen teil und hörte seinen Kindheitserzählungen zu mit stummer Andacht.

Sie setzten sich auf eine Bank. Er war ermattet im tiefsten Herzen und sank an Konstanzens Schulter. Und aus tiefer Müdigkeit stieg es innig auf: „Konstanze, immer sehen wir uns gerade dann wieder, wenn es so sehr nötig ist.“ Sie küßte seine Stirn: „Lieber, Lieber, ich kann doch nicht von dir los.“ Sie sanken beide zurück in die stille und goldene Melodie der sanften Abendsonne, die heimatlich durch die Bäume schien, und Günther öffnete Konstanzens Kleid und streichelte ihren Hals, wie liebte er sie. Und indem er seine Hand tiefer gleiten ließ, umkühlte sie beide ein linder Friede, und Günther war in der Heimat.

Nachts, als Konstanze schon zu Bett gegangen war, versuchte er im Garten zu schlafen. „Ich bin heimgekehrt, ich bin heimgekehrt,“ flüsterte er und schloß die Augen, und die alten Sterne fielen auf ihn herab und das alte Wipfelwehen, und um ihn war es mütterlich . . . Aber schließlich wurde die Nacht so beängstigend weit, er verließ den Garten und legte sich in seinem alten Zimmer schlafen.

Am nächsten Tage war die Feier. Günther und Konstanze schlichen sich einmal auf lange von den frohen Tischen in den Garten und stan-

den dort im Regen eng umſchlungen unter einem Schirm. „Oh könnte ich doch fühlen, fühlen,“ ſtöhnte Konſtanze, „ich kann nicht fühlen.“ „Wer fühlt wohl wie du?“ antwortete er, „deine Armut iſt Reichtum, und dein bitteres Leid wird dir noch einmal zum größten Segen.“ Sie lauſchten auf die ferne Muſik und auf das Tropfen des Regens. „So ſteh ich immer,“ ſprach Günther, „abſeits von Feſten und muß gütige Worte reden. Das iſt mein Weſen.“

Als das Feſt vorüber war, ging er mit auf ihr Schlafzimmer. Konſtanze brach in Tränen aus, das Schluchzen ſchüttelte ihren ganzen Körper. Da warf er ſich zu ihr aufs Bett und umklammerte ſie mit allen Gliedern. „Ich kann nicht lieben, ich kann nicht lieben,“ ſchluchzte ſie, „ich ſtrecke meine Arme nach dir aus und werde dich niemals, niemals greifen können.“ Er aber ließ ſie nicht frei. „Konſtanze, Konſtanze, ich ringe um dich, ich reiße dir das Herz aus dem Leibe und preſſe es an meines, nun laſſe ich dich nicht mehr, ich liebe dich, du mußt mich lieben,“ und unter ſeiner Gewalt entſprangen purpurne Meere, in denen ſie keuchend lagen mit zerriſſenen Geſichtern, aber nichts tat ihren Herzen Genüge.

Ihre Leiber wollten nicht zur Vereinigung kommen. So lagen ſie zuletzt, in allen Nerven

erſchöpft, nebeneinander. Er machte mit müd verlangenden Händen, ſo leidend ſie ſich auch ſträubte, ihren Oberkörper frei und ſtreichelte wunſchlos ihre zarte Knabenbruſt. Dann deckten ſie ſich zu, und im Dunkel des Zimmers entſtand ein tränenmattes, ganz verweintes Wiegenlied und lullte ſie in einen kurzen Schlummer mit wehen, kindheitsfernen Lauten.

Günther wurde wach und hörte die Stimmen des Regens draußen in den Bäumen der Heimat. Der Tag graute. Er weckte Konſtanze und trat mit ihr an das offene Fenſter.

Und die Vögel begannen im Halbſchlaf einen verträumten Chor, der zwitſchernd aufſtieg in das erſte Dämmern. Und ein weiches, flaumiges Blau drang herein, wurde kühler und wehte um ein ſinkendes, feierliches Mädchengeſicht und blau um blaſſe Schultern, lauter kühles Blau. Da ſtieg es empor aus der heiligen Morgenfeier und aus Günthers Herzen — das große Gebet des Glückloſen, das Gebet jenſeits aller Luſt und aller Leiden, das ſtumm-erhabene, kühle Gebet ohne Wunſch.

IV

Er packte sein Handköfferchen und nahm zusammen mit Konstanze in der kahlen Frühdämmerung flüchtig ein Frühstück. Von seinen Pflegeeltern hatten sich beide schon tags zuvor verabschiedet, und so verließen sie gemeinsam das noch schlafende Haus, da ihre Züge ungefähr gleichzeitig abfuhren. Am Bahnhof trennten sie sich und wurden nach verschiedenen Richtungen auseinandergerissen. Günther hatte keine Träne im ermatteten Auge, als er nun durch das unbarmherzig enteilende Land weit fort von Heimat und Freunden zurückflog nach Süden. Der Tag begann sich aufzuhellen und versprach Sonne. Aber Günther hatte die stumpfe und tote Gleichgültigkeit gebrochener Herzen, und ihm gebar sich das Licht nicht neu. Er hatte nichts mehr zu erwarten und empfand keine Zukunft. Einen großen Teil des Tages schlief er auf der harten Bank in kranker Erschöpfung ohne das kleinste Gefühl für den Trost und die Zärtlichkeit des Schlafes und kam spät nachts in seiner Stadt an. Er saß bis

zum Morgen apathiſch in einem Nachtcafé und ging dann heim.

Zu Hauſe fand er eine Anſichtskarte von Chloe. Sie war mit ihrer Mutter in die Sommerfriſche gereiſt, und beide baten ihn, ſie doch dort gelegentlich einmal zu beſuchen. Das Dorf, in dem ſie wohnten, war Günther nur dem Namen nach bekannt. Es hieß Edental, lag an einem See und war mit der Bahn in einer Stunde zu erreichen. Günther beſchloß, da er nicht wußte, wie er die nächſten Tage verbringen ſollte, und da er nur den einen Wunſch hatte, ſich ſelbſt zu entfliehen, gleich hinzureiſen, ſuchte deshalb im Fahrplan den erſten Zug nach Edental und ſaß ſchon eine Stunde ſpäter wieder im Coupee.

An einem kleinen Bahnhof, der friſch getüncht und mit Blumenfenſtern heiter blickte, ſtieg er aus, und es empfing ihn wie ein Wunder. Der liebliche See lag träumeriſch-ſtill im Kranze ſanftgewellter Hügel und Kornfelder, und in ſommerſatten Buchenwäldern war Edental mit Bauernhäuſern und kindlichem Kirchtürmchen gebettet. Und über allem reich und golden ein großes, ſtilles Sonnenleuchten. Vor Günthers getrübten Augen ſtieg es auf wie eine Viſion von Glück, er ſchmeckte einmal mit geöffneten Lippen in die Luft, ſie hatte einen ſeligen Geſchmack, und ſchloß traurig die Augen vor dem reifen Prangen

des bunten Bildes, aus dem es für ihn umſonſt verführeriſch zu locken und mit fremden, betrügeriſchen Geiſterſtimmen zauberhaft zu flüſtern ſchien.

Er ging in einen kleinen Wirtſchaftsgarten am See und ſaß bis Mittag bei einem Glas Bier. Plötzlich ſtand Chloe vor ihm mit ſonnenbraunem, lachendem Geſicht, Ähren und Mohn wild um den breiten Strohhut gewunden. Ihre Mutter folgte. Sie waren fröhlich überraſcht und ſetzten ſich gleich zu ihm. Ihm war das Herz ſtille geſtanden. Er kam nur langſam zu ſich und dankte warm und herzlich für die Einladung. Nun nahmen ſie zu Dreien ihr Mittageſſen ein, aber Günther rührte kaum die Speiſen an, bedauerte jedoch, daß Chloe es ebenſo machte, denn er ſah ſie mit heimlichem Entzücken eſſen, als erfülle ihn das, was die Blüte ihres Leibes erhielt und förderte, mit frommer Andacht. Beim Kaffee, den ſie nach dem Eſſen tranken, wurde ihm immer wohler. Er erzählte von ſeinem kurzen Aufenthalt zu Hauſe und von der ſilbernen Hochzeitsfeier und kam dadurch, mehr und mehr lebhaft, auf ſeine Heimat und Kindheit zu ſprechen. Und während ſeine Blicke auf Chloe ruhten, die nie auf lange eine Schule beſucht und deren Geiſt und Körper, in Sonnenländern frei erblüht, niemals geengt und eingezwängt worden waren,

erzählte er viel von vergangenen Leiden und der früheren Not seiner Knabenzeit. Die Mutter lauschte ihm ernst und aufmerksam, dann äußerte sie milde und gütig freie und weite Meinungen und zeigte, womit sie stolz und bewußt ihr eigenes Kind verschont habe. „Wie alt sind Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er daraufhin Chloe und mußte froh und dankbar lachen, als er hörte, sie sei erst fünfzehn.

Nachdem sie so eine Stunde vertraulich geplaudert hatten, gingen sie zu dem Bauernhäuschen am Waldrande, in dem Chloe und ihre Mutter wohnten. Das Zimmer zu ebener Erde, in das sie traten, hatte getünchte Wände und ungestrichene Möbel. Auf dem Tische lag unter erlesenen Büchern Günthers Gedichtbändchen, das sich, wie er mit innerem Frohlocken bemerkte, Chloe beschafft hatte. Sie schleppten Stühle in den Wald und setzten sich unter die Bäume.

Chloe trug einen kurzen, hellblauen Leinenkittel, der am weit ausgeschnittenen Halse mit einer feuerroten Borte besetzt war; straff schmiegte er sich um die Schultern, die kurzen, engen Ärmel wurden oberhalb der Ellbogen vom gleichen roten Bande umspannt und ließen, weit herabfallend, die braunen Unterarme frei. Sie legte sich vor Günther und ihrer Mutter auf den Boden und kaute an einem Grashalm.

„Wie hat sich denn Chloe damals auf dem

Heimwege benommen?“ fragte die Mutter mit ſchelmiſchem Lächeln.

Und Günther, plötzlich befallen von einem neuen, übermütigen und angreiferiſchen Geiſt, antwortete: „Oh, ſie ging neben mir her, näher, als es gerade nötig war, und ließ mich nicht ein einziges Mal zu Worte kommen. Ich hatte die ſchönſten Gedanken, aber konnte unmöglich gegen ihre Geſchwätzigkeit an.“

Chloe, gereizt und errötend und doch mit lachend breit gezogenem Mund, warf Günther mit kleinen Moosſtückchen, er aber, in ſeiner ihm ganz fremden prickelnden Laune, zog Chloes Karte aus der Taſche und begann, ihre Backfiſchhandſchrift und -ausdrucksweiſe zu bekritteln.

Sie hörte ihn einige Augenblicke wirr und demütig an und ſprang dann laut lachend ins Haus.

„Sie iſt immer luſtig,“ ſagte die Mutter, lächelnd und ſtolz ihr nachblickend, „ſie iſt mein ganzer Sonnenſchein. Wenn ſie nur ſtets ſo fröhlich bleibt und ihr niemals jemand Schmerzen bereitet.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Günther nachdenklich, „ich kenne ja Chloe noch nicht. Aber nach meinen erſten Eindrücken meine ich, daß ſie nicht immer ſo fröhlich bleiben wird. Ich glaube, ſie muß und kann Schmerzen tragen.“

Die Mutter wandte ihm versonnen ihr edles und großes Profil zu, sie sah lange in den Wald, während sich ihr anschmiegendes, nußbraunes Haar ernst auf die schon leise alternden Züge legte.

„Ja," sagte sie, „auch das mag gut für sie sein. — Wo der Wildfang nun wohl schon wieder steckt?"

Günther ging Chloe suchen, er fand sie auf dem Heuboden, dort lag sie vergraben im Heu und bewarf ihn, als er kam, mit ganzen Schwaden. Er warf lachend wieder, sie aber lag lockend und wild, als wollte sie ihn gleich zu sich niederziehen in die schwüle und heimelige Wärme. Da sah er, daß sie nur halb getrocknete Tränen in den Augen hatte. Er verstand das Mädchen nicht und zog es an der Hand in die Höhe: „Kommen Sie, Ihre Mutter wartet."

Sie kehrten beide zu ihr zurück, doch Chloe war nicht zu halten. Sie sprang in den Wald, brach ungestüm durch knackende Sträucher und kletterte wie ein Bub auf die Bäume. Günther war müde, die Sonnenspiele des grünen Waldes taten seinen matten Augen weh, und sein kranker Kopf war von Chloes Anmut überfüllt. Ach, dachte er, sie tollt und wälzt sich auf Heuböden, lacht und steigt auf die Bäume, o, es ist gut so, und gerade darin liegt ihr holder Zauber

und ihre Macht, doch darin liegt es auch, daß ich abseits stehen muß mit zehrender Sehnsucht und bitterſüßer Traurigkeit. Gewiß, ſie wird ſich vielleicht einmal in mich verlieben auf einen Tag, wird mich küſſen und lachend fortlaufen nach anderen Spielen, aber ſie wird niemals mein Weſen fühlen und die Unendlichkeit deſſen, was ich brauche. Oh Konſtanze, Konſtanze.

Chloe rief weit aus dem Walde: „Kommen Sie! Kommen Sie doch!“ „Darf ich zu ihr gehen?“ fragte Günther die Mutter. „Aber natürlich,“ ſagte dieſe und lächelte.

Er ſprang in den Wald und ſuchte vergeblich. „Wo ſind Sie denn, gnädiges Fräulein?“ Da ſah er ihre braunen Halbſchuhe und ihre bunten Strümpfe, ihre Beine baumelten hoch in einer Buche. Sie kletterte herunter, und während ſie ſich nun beide eng nebeneinanderſtehend auf einen ſeltſam faſt wagerecht gewachſenen Stamm lehnten, kam wieder jener angreiferiſche Geiſt über ihn, der dunkle, erſt heut in ihm erwachte Mannes-wille, und er ſagte: „Sie fühlen ſich viel zu wohl, aber ich will ſchon dafür ſorgen, daß es Ihnen ſchlecht geht.“

Sie verſetzte ihm mit dem Arm ein paar Seitenſtöße, wobei unter ihren geſenkten Lidern halbe begehrliche Blicke flammten. Er empfand nur, wie ſüß dieſer Arm war, und begann

instinktiv und ganz unbewußt, ihn zu streicheln. Da fühlte er plötzlich beide braunen Kinderärmchen heiß um seinen Hals und ihre Lippen auf den seinen. Aber sie senkte die Blicke nicht, nachdem sie ihn geküßt, sie senkte die Blicke nicht, so wie er es von Mädchen wußte — lachend sah sie ihn an, sonnenbraun und frech, in lachendem Triumph, mit jubelnden Augen: „Wir haben uns geküßt!“ ihre Seele kam dahergestürmt, ihre Seele kam auf ihn losgestürmt, nackt und mit fliegenden Haaren, lachend und steppenwild, und warf sich frei und ohne Scham in seine Arme. Und Günther umklammerte in auflachender Jugend seine Chloe und küßte ihren großen Mund. Er spürte mit seinen Lippen die große, volle Rundung und süße Üppigkeit der ihren, sie schmeckten süß nach Blut und es lag auf ihnen doch noch wie die Herbigkeit von Meerluft, wie der köstliche Flaum junger Früchte und der Atem ferner, nie betretener Küsten. Das ist die rosenflammende Heimat meiner Seele! jubelte Günthers Blut. Und als er endlich seine Stirne hob, sagte er aufatmend zu Chloe: „Du Scheusal“.

Sie lachte bübisch und stand ihm erhitzt gegenüber, voll atmend in lauter Glück. Ihm schwoll mit einem Male das Herz hoch auf in der breiten Flut der Abendröte, die durch die Stämme brach, seine Seele faltete die Hände: „Es erfüllt sich

mein Schickſal", er überſah hellſichtig den Weg eines ganzen zukünftigen Lebens, und ſelbſt in den fernſten Fernen ſtand Chloe. Es war ein Augenblick, ſo glockenklar und himmelhell, daß er ihn nicht ertrug; ihn ſchwindelte, und er ſank zurück in ſeine Menſchlichkeit mit ſkeptiſchem Lächeln: „Du erlebſt hier mit einem Backfiſchchen ein kurzes Sommeridyll", darum ſagte er: „Ich bin geſpannt, wie lang unſere ſchöne Liebe dauert." „Ewig," antwortete Chloe mit heißem Ernſt, „ewig, ſie wird nie aufhören." Mit dieſen Worten ergriff ſie Beſitz von ihm. Er aber, mit böſem Gewiſſen ſeiner erſt eben verhallten Schwüre bei Konſtanze gedenkend: „Du kennſt mich ja garnicht, du weißt ja nicht, ob ich nicht ein ſchlechter Menſch bin." „Oh ich kenne dich ſchon gut und werde dich immer beſſer kennen lernen." Und ſie ſagte es ſelig — ſelig —: „Wer ſolche Augen hat, der iſt kein ſchlechter Menſch." Und mit Himmelsleuchten in den Blicken aufatmend: „Solche Märchenaugen" — Ihr löſte ſich die Zunge, ſie begann zu erzählen mit der Geſprächigkeit des Kindes. „Ich liebte dich ſofort, als ich dich zum erſten Male ſah. Ich hätte gleich in deine Arme laufen mögen. Ich war nur glücklich, wenn ich dich im Parke ſitzen ſah. Wenn Mama und ich dann nach Hauſe gingen, hätte ich weinen mögen. Und oft habe

ich es auch getan, habe ich vor Sehnſucht nach dir im Dunkeln geweint. Nur als ich dich kennen gelernt hatte und wir zum erſten Male zuſammen gingen, ich glaube, da habe ich dich nicht geliebt. Oder wenigſtens nicht ſo ſehr wie vorher und wie jetzt. Wir unterhielten uns ſo dumm, wie man es mit anderen tut. Erſt als ich deine Gedichte las, da fand ich dich wieder. Da warſt du wieder mein Märchenprinz. Und ich habe Mama nicht eher Ruhe gelaſſen, als bis ich dich einladen durfte. Als du dann heute mittag beim Eſſen ſo ernſt ſprachſt, oh da kannte ich dich gleich. Aber du ſprachſt immer bloß mit Mama, zu mir warſt du ſo bös und machteſt dich über mich luſtig. Da dachte ich, du wollteſt garnichts von mir wiſſen, hielteſt mich für ein ganz dummes Ding, da bin ich weggelaufen und habe auf dem Heuboden geweint.“ Günther durchdrangen tauſend Schauer. Sie hatte ihn auf den erſten Blick geliebt, ſo wie er es nicht zu träumen gewagt hatte. Und wenn er in qualvoller Verſtimmung in den Weinſtuben zu viel getrunken, hatte ſie vor Sehnſucht nach ihm geweint. Nur als ſie ihn kennen lernte, verbarg ſich ihre Liebe. Wie wahr, dachte Günther, wie wahr, ja ſo geht es zu in Menſchenherzen. Sie hatte, hellſichtig durch Liebe, ihn gleich erkannt und erfühlt, und er, der neben ihr herging mit Weſen und Worten des Alltags,

das war nicht der, den ſie liebte, nicht der, mit dem ſie ſchon eins geweſen war durch Blicke und durch Tränen. Wie anſpruchsvoll war ſie in ihrer Liebe! Daß ſie ihn in ſeinen Gedichten wiederfand — wie anſpruchsvoll! Nein, das hatte nichts zu tun mit der Verehrung, die Konſtanze für ihn, den Dichter, empfand und die ſie und er mit Liebe verwechſelt hatten. Chloe, das Kind, hatte in den Gedichten nur beſtätigt gefunden, daß der Fremde und Unbekannte, nach dem ſie ſich geſehnt von Anfang, gut und ſchön war, edel und von tiefem Gefühl. Und auch ſeine ernſten Reden mit der Mutter hatte ſie nicht geprüft und gewertet. Daß er „ernſt“ ſprach, hatte ſie mit ihren Sinnen genoſſen, es hatte ſie begehrlich und durſtig gemacht. Auch dieſes gehörte zu dem Kinde, zu dem Weibe, das ſich zwar, beim erſten Geſpräch, ſeiner Liebe nicht mehr bewußt war und das ihn doch, einem tieferen Triebe und dem höheren Wiſſen des Blutes folgend, als Eva zu locken ſuchte, indem ſie ihm erzählte, ſie habe nackt in den Bäumen gehangen wie ein Affchen und ſei braun am ganzen Leibe. Und dasſelbe Geſchöpf, das ihn auf den erſten Blick geliebt und ſich heut gleich in ſeine Arme geworfen hatte, wild und ſtark, war doch durch ein einziges Wort von ihm verletzbar, hatte das überempfindliche, ja kranke Mißtrauen aller tief Liebenden, ſodaß

sie auf den unvernünftigen Gedanken gekommen war, er habe sich ihr nur mit allen Mitteln genähert, um ihre Mutter kennen zu lernen, so wie er trotz aller ihrer glühendsten Blicke nicht geglaubt hatte, sie könne auch nur ein geringes Interesse für ihn haben. Er lächelte, des tiefen Gefühles innigster Verwandtschaft froh.

Sie waren unterdessen zur Mutter zurückgekehrt und mit ihr ins Haus gegangen. Dort halfen sie ihr beide bei der Zubereitung des Abendbrotes. In Chloe tollten alle pausbäckigen Engel eines purzelnden Übermutes. Schön war sie, schön und braun, ein Kind, von Gott geliebt und von der Sonne. Glück strahlte mit mächtigem Glänzen aus ihren Augen, und jubelnde Freude sprang auf aus jedem ihrer Glieder. „Du bist fünfzehn Jahre alt und weißt, wie jung du bist. Chloe, Chloe, du Jugend! Ich wußte es auch schon mit fünfzehn Jahren. Aber außer mir hat wohl noch keiner so wie du gelacht aus lauter Freude über seine eigenen fünfzehn Jahre."

Nach dem Essen gingen sie zu dritt ins Dorf und suchten nach einem Stübchen für ihn. Sie fanden eines, und Günther trennte sich von seinen Freundinnen für die Nacht, da es nun dunkel war.

Er lag im Bett und konnte nicht schlafen. Immerzu sprach er mit seinem Herzen. Gestern früh war es, da regnete es in den Bäumen seiner

Heimat, da ſtieg das kühle Gebet auf aus ſeiner zerbrochenen Bruſt, da ſtand Konſtanze neben ihm, um die er gekämpft Jahr um Jahr. Geſtern früh. Erſt geſtern früh. Er hatte nicht ſchlafen können die ganze Nacht, da alles für ihn zu Ende ging. Und nun lag er wieder und konnte nicht ſchlafen, konnte nicht ſchlafen vor Glück. Ein Wunder war über ihn gekommen, beflügelt und großäugig ein Wunder . . .

Der Mond kam zu ihm durchs offene Fenſter. Er machte die getünchten Wände der Bauernkammer hell und das holzgeſchnitzte Kruzifix über Günthers Bett. Die Luft war ſchwer von den Gerüchen des Waſſers, des Stalles und der kühlen Erde. Und die voll erblühten Sterne hingen draußen in den Wipfeln, und zwei Waldhörner bliesen am See die ganze Nacht.

Geſtern war alles zu Ende, das Mädchen, um das ich gerungen Jahr um Jahr, ſtand neben mir ohne Liebe. Und heute legt ein Kind ſein ganzes Leben in meine Hände. So dachte Günther. In meine müden Hände, die früh wiſſend wurden von allzuvielem Leid. O, neu anfangen, ganz neu, mit dem Segen aller meiner Schmerzen über dieſem Kinde wachen, das ſich ganz in meine Hände legte. Er ſchloß die Augen und flüſterte: „Mein Kind! Mein Kind!“ Metalliſch ſchwang das Zittern der bis zur Ohnmacht verzückten Grillentöne,

als ſei es das tauſendfache Schwingen ſeiner Nerven, die hell vibrierten durch die Nacht. Er ſank in einen halben Schlaf, aus dem ihn immer wieder der Schlag ſeines Herzens weckte. Er fühlte Chloes Lippen, Chloes Arme, ſah zum Greifen deutlich ihre Geſtalt in den Sommerwäldern und hörte jedes ihrer Worte neu. Mein Kind, mein Herz, mein Lieb, du haſt mein Blut mit deinem Blut begnadet, alle Finſterniſſe werden licht. Durch welches Wunder ſind wir verbunden und füreinander beſtimmt von Anfang und in alle Ewigkeit? Die Sonne ſchuf dich, Reinſte, aus lauter Licht, und die Güte aller Weltenfrühlinge blüht aus deinem Leibe und aus deiner Seele. Jubelnd ſprangſt du aus Gottes Hand, und da war alles gut.

Günther fühlte: Chloes Liebe kam zu ihm durch die Nacht. So liegt der Verdarbte und Verdurſtete, der Verdorbene und Verdorrte zum erſten Male ganz gebettet in lauter Liebe. Er liegt gebettet in den Armen des Mondes und in erblühten Sternenwipfeln, er ſchmeckt Küſſe auf den offenen Lippen und ſchwimmt dahingeſtreckt in der Bläue aller Himmelsfluren. In Märchen und Träumen der Kindheit iſt ſein Haupt gebettet, Sonnen brennen ihm im Herzen, und zwei Waldhörner — das iſt das Glück, das iſt die Liebe — blaſen am See die ganze Nacht.

V

Günther begann in den wenigen Edentaler Tagen mit dem ganzen Herzen ein neues Leben. Er atmete in Chloes Seele, die von keiner Schwäche angekränkelt war. Chloe zeigte ihm die Welt neu und morgenschön; ihre Augen, nie von Mattheit getrübt, sahen in Wald und Feld jedes Ding bunt und lebendig und doch im Dufte des Märchens. Sie hielt Günthers Fuß zurück, wenn er unbedachtsam einen großen Pilz zertreten wollte, blieb mit dem Finger auf dem Munde stehen und flüsterte ernsthaft von dem Männlein, das klein und bärtig darunter hocke. Sie holte sich ein junges Zickchen und tollte mit ihm wie mit einem vertrauten Gespielen. Dabei war ihr blauer Kittel zu eng für die ungestüme Größe ihrer Schritte und Sprünge, und sie mußte mit den Beinen seitwärts ausschlagen, genau wie das Zickchen, sodaß Günther Tränen lachte, wie seit langer Zeit nicht mehr. Das Tier, dem Stall noch garnicht entwöhnt und daher ungeschickt, sich im freien Raum zurechtzufinden, setzte in kühnen

Rehsprüngen vorwärts, aber nahm dann, plötzlich bockend, unerwartete und jähe Wendungen und rannte oft in strackem Lauf gegen Chloe, die es dann übermütig festhielt. Und man wußte nicht, welche von den beiden jungen Kreaturen täppischer war, und glaubte fast, sie hätten sich je und je so zu zweit auf grüner Wiese getummelt und es müsse immer so sein. Chloe war in allen Ställen Edentals zu Hause, streichelte jedes Pferd und klopfte jede Kuh, und wenn irgendwo im Dorf eine Sau geboren hatte, so wußte sie es sofort und schleppte Günther täglich mehrere Male in den Schweinestall. Sie sah nicht ein schmutziges, grunzendes Vieh, dem eine Schar übelriechender Ferkelchen an roten Eutern zerrte — sie sah nur eine beglückte Mutter, ihre Kinder stillend in Aufopferung und Geduld. Und Günther stand vor dem stinkenden Koben mit Gefühlen, als stünde er im heiligen Stall von Bethlehem und sah Chloe an, wunderbar begnadet durch das Bild dieses anmutig-zarten, schlanken und vornehmen Kindes, in dem so naturwüchsig und kernig die Kraft tierhaft-menschlichster Triebe lebendig war. Mit derselben Andacht konnte er zuhören, wie roh und fröhlich sie sich mit den Bauern in ihrem Dialekt unterhielt. Aus allem sprach gesund und heilig dieselbe bergwasserklare Gewalt der Instinkte.

Wenn sie mit ihm ins Dorf ging, um irgend

eine Beſorgung zu machen, und es befiel ſie die Sucht nach Umarmungen, ſo war es indianerhaft, wie ſie nach einem Verſteck ſuchte, indianerhaft die geſchmeidige Eile ihrer ſchlanken Bewegungen und indianerhaft der ſchnelle und ſcharfe Spürſinn, mit dem ſie den Schlupfwinkel ausfindig machte. Dann fiel ſie ihn dort an mit dem Ungeſtüm ihrer beißenden Küſſe, ſie warfen ſich aneinander in jubelnder Umklammerung und genoſſen mit heißem Atem. Auf den Spaziergängen mit der Mutter wußten ſie oft nicht, wie ſie ihre Sehnſucht meiſtern ſollten. Chloe fütterte Günther wohl manchmal eine Stunde mit Buchecken, damit ſie ſeinen Mund fühlte und er ihre Finger. Und für die Dunkelheit und für die Augenblicke, in denen ſie hinter der Mutter gingen, erfanden ſie unhörbare Küſſe, die ſüßer waren als ihre früheren und aufreizten bis ins Mark, bei denen ſie lechzend ihre ganzen Zungen ſchmeckten, ſodaß Chloe hingeriſſen hauchte: „Jetzt habe ich dich getrunken.“

Günther hatte oft tiefe Sorgen und Angſte. Er war jahrelang von den Verfolgungen ſeines heißen Blutes gehetzt und von ſeeliſchen Qualen gepeinigt worden. Er war in vieler Hinſicht ſo ermüdet und nun doch ſeines endlichen Glückes und überſchwänglich herrlichen Beſitzes ſo innig ſicher und froh. Seine Sinne fanden ſich bei

Chloe in ſchönſte Harmonie, und, gelockt durch Chloes Begehren, trieben ſie rein und ſtark einer Vereinigung zu. Aber Chloe war ein Kind, das noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt war. Er hätte ſich, im ſeligen Vollgefühl des Glückes, noch auf lange beſcheiden können. Aber ſie lockte . . So war das Verhältnis, und, ſonderbar, ſo mußte es ſein, daß ſie lockte und er zurückhielt. Denn ſie war Weib in aller Vollkommenheit, im reinſten Einklange des Sinnlichen mit dem Seeliſchen, kannte nicht, wie er in ſeiner Kindheit, Reue und Skrupeln, hatte niemals, wie er ſo tauſende Male, ſinnlich gefühlt, ohne ſeeliſch, und ſeeliſch, ohne ſinnlich beteiligt zu ſein, und konnte nicht mit ganzer Seele lieben, ohne mit ganzem, verlangendem Körper zu lieben. Schon nach ſeiner erſten, für ihn ſo überglücklichen Edentaler Nacht ſagte ſie ihm, ſie habe ſeufzend die Kiſſen umarmt, weil er nicht bei ihr gelegen habe. Und als er ihr einmal ſcherzend erzählte, er habe nachts eine ganze Menagerie in ſeinem Zimmer gehabt, lauter Schnaken, Käfer und Nachtfalter, nur ſein Affchen ſei nicht bei ihm geweſen, da ſah ſie ihn, ohne Scham, mit aus der Tiefe aufflammendem Verlangen an und preßte ſich an ihn mit dem lauterſten Wunſch der Hingabe. Er aber wußte dennoch nicht, wie weit und reif ſie ſei in der Entwicklung ihrer körperlichen Gefühle, und wollte

nichts vorſchnell wecken, um ſein Kind nicht der Übergewalt einer allzu frühen Hitze preiszugeben. Er wollte auf das Pochen und Wachſen, das Keimen und Sichentfalten in ihr lauſchen und ſtellte alles der Zeit anheim. Oft freilich glaubte er, alle Bedenken aufgeben zu können. Sie gab gleich am erſten Tage ſo frohlockend ihre nackten Brüſte ſeinen ſtürmiſchen Zärtlichkeiten hin, und ihre Umarmungen geſchahen mit dem ganzen Körper, wiſſend und ſtolz. Chloe gab ſich ſo völlig in ſeine Gewalt, daß ſie vor ſeiner Abreiſe von Edental zu ihm ſagte: „Du mußt und ſollſt mit mir machen, was du willſt. Alles, was dir an mir nicht gefällt, ſollſt du ändern. Ich bin deine Puppe.“ Er erſchrak über die Rückhaltloſigkeit dieſer Selbſtentäußerung, dieſer namenloſen Demut, und dachte: Wie ſollte ich mich als Herrn aufſpielen? Nein, ich habe ſo lange gedarbt, daß ich jetzt nur nehmen kann mit betender Dankbarkeit.

Chloe war todestraurig, wie er abreiſte, als ſei es ein ſchwerer Abſchied auf lange Zeit. Es tröſtete ſie nur wenig, daß er verſprach, noch einmal wiederzukommen, und daß er ſagte, bald würden ſie ſich in der Stadt täglich ſehen. Ihre Traurigkeit aber war ſeine ganze Freude, er ſah nur, wie ſehr ſie ihn liebte. Nichts kann mir mehr verloren gehen, dachte er, während ſie zum

Bahnhof ſchritten, ich halte dies Märchen ewig. Und noch kurz vor der Stadt, während er im offenen Coupeefenſter lag, dufteten im reinen Goldklang der Abendröte alle Wieſen nach Honig.

Er ging in ein kleines Weinlokal und ſetzte ſich draußen ins Höfchen, wo er ganz allein war mit ſeinem glückvollen, berauſcht geſprächigen Herzen. Auf weißem Linnen funkelte ihm der Wein und glänzte ihm appetitlich das Brot. Vor ihm ſpie ein Löwe gluckſend und rauſchend Waſſer ins Rund der Brunnenſchale, und gegenüber aus einer Niſche ſchimmerte vom tiefen pompejaniſchen Rot der Wand ein Lamm und darüber das Auge Gottes in Moſaik auf blinkendem Goldgrund. Noch lag ein Reſt letzter Abendſonne hier unten und zeichnete die Stämmchen und die drei Blättchen zweier zittrigſchmächtiger Bäumchen, die wie von Bildern Peruginos waren, mit zierlichen Schatten auf die weiße Mauer. Dann klomm das Licht höher und höher und ließ droben auf grün geſtrichenen Fenſterbrettern den Flor von Fuchſien und Geranium, von Roſen und Kapuzinerkreſſen farbig und golden aufleuchten und ließ im Höfchen einen warmen, geſättigten Dämmerſchein zurück. Da ſaß Günther wie in einem goldtiefen Schacht von Seligkeit.

Glänzende Banner von himmelblauer Seide hielt das Glück über ihn, auch in den nächſten

zwei Wochen, in denen er entfernt von Chloe lebte. Er ſchwamm auf hoher Woge und ſah in alle Unermeßlichkeiten ein Meer von Licht. Nie hatte er gekannt, was es iſt: immerzu ſchwingen in einem einzigen Gefühl. Er konnte ſich jetzt auf einen Stuhl ſetzen und vergaß Welt und Zeit. Bei der Erinnerung an Chloe ſtiegen immer neue funkelnde Seligkeiten aus den Tiefen ſeines Blutes herauf. Und er kannte nicht mehr die Haſt und Hetze, etwas aus dem Herzen Gekommenes mit den gierigen Händen des unruhigen Künſtlers feſtzuhalten. Nun ſchloß er die Augen und ſpürte, wie tauſend Gedanken über ihn hinſtrömten gleich klingenden Melodien. Und er hatte eine ſeltſame Luſt an ſeinem Körper. Er konnte gehen, ſtundenlang gehen, mit Freude am Spiel jedes Muskels und jedes Gelenkes — alles, alles war ja von Chloe geliebt. Nur die Nächte führten in einem Hexenſabbath die ganzen Nöte der früheren Einſamkeit noch einmal herauf. Er rutſchte vor hundert Menſchen auf den Knieen, um Liebe bettelnd, und jeder ſtieß ihn zurück. Da lag er plötzlich mit einem Schrei der Wonne in Chloes Arm. Zu ſcheußlichem Dickicht ballte ſich das eiſige Grau des Alleinſeins zuſammen und umſchnürte ſeine Bruſt, aber ein allmächtiger Flötenton trennte das Geſtrüpp, und vor ihm lag im

Morgengold das Paradies: Chloe hatte ſeinen Namen gerufen. Das grauſamſte Geſchick ließ ihn von ſchwindelnder Höhe in die Tiefen fallen, aber mit Chloes Namen auf den Lippen erwachend lag er in unendlich innigen Brunnen.

Wunder wirkten ihre Briefe. Oh, Konſtanze hatte ſchöner geſchrieben, ſie hatte viele ſchöne Worte gehabt, aber ihm hatten ſie das Herz ſelten erwärmt. Chloes Backfiſchbriefe waren in der Rechtſchreibung anzuzweifeln und ihre Satzzeichen mangelhaft; und friedlich nebeneinander ſtand das Nichtige und das Wichtige. Doch das Genie des liebenden Weibes gab den unbeholfenen Sätzen ihren ſinnlichen und originalen Zauber. Die hingeſchluderten Züge waren aus der Leidenſchaft des Herzens geboren und vermochten Tränen in die Augen zu treiben. Gleich im erſten Briefe ſtanden ſonderbar die Worte: „Doch mißbrauche auch nicht, daß ich mich dir ſo gebe. Daß ich mein ganzes Herz dir ſchenkte.“ Es war dies das erſte und blieb auf immer das einzige Mal, daß Chloe ſolche Worte Günthern ſagte oder ſchrieb. Aber er fühlte: wie ſtehen ſie bedeutungsvoll für alle Zeit über unſerer Liebe. Wie zeigen ſie den Stolz an eines Menſchen, der mir keine Sekunde lang Stolz zeigte, aus Liebe. Wie bewußt warf ſie ſich mir, dem Fremden, ſofort in die Arme. Wie bewußt iſt

sie sich ihres Blutes und seines Wertes, wie bewußt dessen, das sie gab und gibt.

Günther entnahm weiteren Briefen, daß die Mutter mit Chloe inzwischen über ihn geredet haben mußte. Chloe hatte wohl die Mutter nicht recht verstanden und war unbestimmt ängstlich geworden. „Sei geduldig", schrieb Chloe. „So hart ist das Schicksal nicht, daß es uns für immer trennt. Mich kann niemand leiten. Ich bin dein und will es ewig sein." Und sie wurde trauriger und kränker vor Sehnsucht nach ihm. „Ich habe schon jetzt Angst vor der Nacht. Es ist kalt ohne dich." Sie wurde einmal wach mit starkem Herzklopfen und mußte sich lange aufrichten, bis sich ihr Herz beruhigte. „Der Aff ist krank vor Sehnsucht nach seinem Herrn." „Die Blätter hier sahen dich, oh würden sie mir alles erzählen. Alles, alles noch einmal" — so lag sie im Walde. Sie beneidete den Bauer und seine Frau, bei denen sie wohnten, daß sie Tag und Nacht zusammen waren und nichts und niemand sie trennen konnte. „Oft streck ich im Dunkeln die Arme nach dir aus. O komm und küsse mich, damit ich wieder lachen kann." Er entschloß sich, bevor sie mit ihrer Mutter in die Stadt zurückkehrte, noch einmal hinzureisen, um Chloe zu beruhigen und mit der Mutter zu reden. „Oh, daß du kommst! Ich könnte dich zermalmen vor Liebe und Freude. Ich liebe dich mit all

meinen Flammen.“ — Und eines Nachmittags fuhr er nach Edental.

Die Mutter empfing ihn, wie er es kaum erwartet hatte, mit der alten Herzlichkeit. Sie kam seinem Wunsch zuvor, indem sie Chloe hinausschickte, um mit Günther allein zu sprechen.

„Ich habe soviel Sorge um mein Kind gehabt,“ begann sie ernst. „Sie ist wie umgewandelt. Nachdem Sie abgereist waren, verlor sie ihre Lustigkeit, aß fast nicht mehr und schlief wenig. Jetzt, wo Sie wieder hier sind, hat sie ihre Ausgelassenheit zurückgewonnen. Ich muß ganz offen reden, da ich Vertrauen zu Ihnen habe. Chloe ist noch ein Kind. Wäre sie es nicht mehr, ich würde mich in nichts einmischen und alles gut heißen. So aber möchte ich Sie bitten, niemals von ernster Zuneigung zu ihr zu reden und ihr nichts als harmlose Freundschaft zu zeigen. Auch darf ich Sie mit ihr nicht allein lassen. Sie sind erst zwanzig Jahre alt und Chloe ist noch nicht sechzehn. Ihre Gefühle und Chloes Gefühle können sich noch so oft ändern. Und Sie könnten sich beide so leicht hinreißen lassen zu Versprechungen und Handlungen, die Sie schon bald bitter bereuen könnten.“

Günther merkte die Kämpfe in ihr. Sie machte sich auf der einen Seite ernstliche Sorge

und auf der andern fürchtete sie, die ungeteilte Liebe ihres abgöttisch geliebten Kindes zu verlieren. Heftige Eifersucht auf Günther und mütterliche Liebe zu ihm stritten in ihr.

Günther raffte sich auf zu sicheren und bestimmten Worten. „Sie wollen uns niemals allein lassen," sagte er. „Und doch möchte ich Sie gerade darum innig, sehr innig bitten. Ich liebe Chloe und weiß, daß sie mich wiederliebt. Sie sagen, Sie wüßten nicht, ob diese Liebe von langer Dauer ist. O, Sie fühlen es, was in Ihrem Kinde vorgeht. Sie haben es gesehen, wenn sie früher einmal verliebt war. Aber jetzt sagen Sie selber, sie sei wie umgewandelt. Sie, gerade Sie, fühlen diese Liebe. Und sicherlich auch meine."

Die Mutter schwieg eine Weile. Dann antwortete sie: „Ja, ich glaube und hoffe ja auch, daß es so ist, wie Sie sagen." Und zögernd, mit dem Mut eines Bekenntnisses, fuhr sie fort: „Nur hatte ich darunter gelitten, daß Chloe Ihnen so bald ihre Liebe zeigte." Der Stolz der Tochter lebte schon und noch in dieser Mutter.

Günther mußte ihr die Hand hinstrecken. „Liebe gnädige Frau. Vertrauen Sie mir. Ich verehre Sie zu tief, um Ihnen jemals weh tun zu können. Wie sollte ich darum nicht Ihr Kind schonen? Täte ich es nicht schon um

ſeinetwillen, was ich doch muß, da ich es ſo ſehr liebe, ich täte es um Ihretwillen.“

Sie drückte ihm bewegt lange die Hand. „Ich vertraue Ihnen, Günther.“ Sie konnte nicht weiterſprechen und rief Chloe herein. Sie legte einen Arm um Chloe und einen um Günther, und ſo gingen ſie hinaus in den Wald.

Dort lagerten ſie ſich. Eine arme Holzhauersfrau, die Pilze ſuchte, kam mit einem flachshaarigen Mädel vorüber. Sie riefen ſie heran, und die Frau ſetzte ſich zu ihnen auf den Boden mit ſcheuem und überglücklichem Lächeln. Chloe nahm den Flachskopf auf den Schoß und drückte ihn mütterlich an die Bruſt, ſie zog ein wenig Gebäck aus der Taſche und fütterte ihn. Das Kind ſchmierte ſich ſelig das Zuckerbrot um den Mund und ſpielte vergnügt mit ſeinen nackten Zehen. Und es ſchwammen die grünen Waldbäume in der flüſſigen Abendſonne golden um das Bild vor Günthers in Glück vergehenden Blicken, und zum Traume miſchte ſich die Süßigkeit aller Flöten mit der Seligkeit aller Geigen, und Duft der Blumen mit allen verſchwimmenden Farben und dem Glanz alles Lichts.

VI

Chloe brauchte nur durchs Zimmer zu gehen, und Günthern ſtürzte alles Blut zu Herzen. Er ſah, wie von den ſchmalen Fußgelenken die Beine aufſtiegen, wunderbar ſchlank und edel, gerade und kräftig, wie ſie übergingen zu den ſchmalen Hüften und dem geſchmeidigen Oberkörper, und über den ſtolzen und zärtlichen Brüſten der freie Hals braun glänzte und die feſte Linie der kindlichen Schultern über die ſonnverbrannten Arme verlief. Chloes Haupt war geſchmückt, rote Beeren der Ebereſche und buntes Laub hingen im ebenholzſchwarzen Haar, heidniſch war ſie und leuchtete in Sinnenluſt.

Chloe glühte, Chloe glühte. Und es war Jubel und Dank, daß ſie im Rauſch der Zärtlichkeiten immer wieder rief: „Mein Lieb, o, daß du ſo glühſt wie ich! Daß ich einen Menſchen gefunden habe, der genau ſo wild iſt wie ich.“

Sie hatte einmal eine Geſchichte geleſen von einem Mönch und einer Nonne, die ſich heimlich nachts in einem unterirdiſchen Gange zwiſchen

ihren beiden Klöstern trafen und dort ihre heißen Liebesstunden lebten. Sie erzählte sie Günther mit ihrem gesprächigen Kindereifer, war selig über die freie Sündhaftigkeit und schlug ihm ernstlich vor, sie wollten beide ins Kloster gehen und es ebenso machen. Günther spürte ihre ganzen fünfzehn Jahre und dachte daran, daß er ja auch ihr Märchenprinz war. Doch spürte er zugleich die große, heilige Liebeskraft, die seltsam reif aus diesem kindlichen Märchenmund redete, und entschloß sich zu einem ernsten Wort.

Er erzählte ihr seine ganze Unterhaltung mit der Mutter und sagte dann: „Wie könnte ich deiner herrlichen, großen Mutter jemals weh tun? Ach, warum sind wir nicht allein auf der Welt. Ich weiß, daß es für dich keine Bedenken gäbe, dich mir sofort ganz, mit allem, hinzugeben.“ „Oh nein“ — Chloe jubelte es in seinen Armen — „sofort, sofort gehörte ich dir. Aber unsere herrliche Mutter, es ist ja auch deine Mutter, wir dürfen sie nicht unglücklich machen. Mein, mein Günther, um ihretwillen will ich noch eine Zeitlang meine Leidenschaft in Fesseln legen, um sie dann um so wilder hervorbrechen zu lassen.“

Das ist Chloe, sprach sein Sinn. Keine Sünde kennst du, die nackt aufgewachsen ist in der Sonne. Keine falsche Scham hat den starken

Lichtdrang deiner jungen Triebe je gehemmt und keine kranke, ſchwache Reue den Glanz deiner freien Menſchenblicke je getrübt. Und doch haſt du die friſche Klugheit, dich geſund in eine unvollkommene Welt zu fügen mit dem Mut gläubiger Liebe: Nichts kann uns verloren gehen.

Aus Chloe jubelte der Weltbeginn: Im Anfang war alles gut.

Mit Chloe ließ ſich die ſtumm-beredte, unerſchöpfliche Sprache aller Liebkoſungen reden. Ihr Körper war das ſtarke und zarte Inſtrument. Unter der leiſeſten Berührung ihrer Bruſtknoſpen quoll ſchon auf und ſchwoll an das tiefe Sehnen des Blutes, kein Streicheln war zu ſanft und zart, es weckte hauchende Schlummerlieder, kein Preſſen und Drücken, Drängen und Klammern zu hart und heiß, der Schrei der Liebe kannte keine Grenzen. Und Günther ſpielte — Günther ſpielte — — Gott iſt im Grollen des Gewitterſturmes und Gott iſt im Säuſeln des Windes, Gott iſt im weichſten Anhauch der Flöte und Gott im erlöſten Rauſchen aller wirbelnden Geigen, Gott iſt im zärtlichen Tumult der ſchmeichelnden Blütendüfte und Gott im krachenden Donnern zuſammengeſchmetterter Felsblöcke. Gott, Gott iſt in den Körpern der ſich umfangenden Menſchen; ihre Körper reden ſeine Sprache und ſpielen alle ſeine Weiſen. Gottes

lebendiger Atem ist der Atem der Liebenden, ist der Atem Günthers und Chloes.

Günthern rührte ins Tiefste Chloes kindliches Suchen nach dem größten und schönsten Geheimnis. Mit heißen Händen tastete sie sich an seinem Körper zurecht und irrte, da sie den Unterschied ihrer Körper und ihrer Lustempfindungen nicht genau kannte. Er aber wollte ihr nicht helfen, da es ihn so hoch beglückte, wie unbeholfen sie ihm wohlzutun trachtete. Aus lauter Liebe fand sie von selber den rechten Weg, seinen Körper zu beglücken, und zuerst war seine Lust ganz ihre Lust, sie drängte garnicht auf ihre eigene.

Nur waren es immer so kurze Minuten, in denen sie allein waren mit den Spielen ihrer Liebe. Und allzubald kam Günthers letzter Tag in Edental. Sie machten mit der Mutter ihre letzten gemeinsamen Streifzüge durch die Wälder, über denen der Hauch des Herbstes lag. Stumpfes Braun und Blau hatten sich traurig in die Landschaft geschlichen. Sie sahen von hohem Berge über weite Wälder. Das grenzenlose murrende Wipfelmeer von totem Grün schien an den Ufern der Ewigkeit zu verebben. Aber Günther warf den ganzen hellen Frühling seines Herzens drüberhin.

Sie schützten sich vor ausbrechendem Regen in dem offenen Park eines einsam gelegenen

Schloſſes. Es weinte aus den ſchweren Kronen der alten Bäume nieder in die blauen Heimlichkeiten tiefer Gründe, in die ſich Günther und Chloe hinunterträumten, um dort mit ihrem Glück auf immer ſelig verſchollen zu ſein. Sie hatten ſich vor der Näſſe zuſammen in ein Tuch geſchlungen, darunter hatte Günther einen Arm um Chloes Schulter gelegt. „O wie herrlich," flüſterte ſie, „drück feſt, ganz feſt." Und je feſter er den Arm preßte, deſto ſeliger ſchloß ſie die Augen. Das war Liebe: ſich unter dem bloßen Druck des geliebten Armes durchſchauern laſſen können von unfaßbaren Wonnen.

Sie flüchteten vor dem zunehmenden Regen nach Hauſe und ſaßen den Reſt des Nachmittags im heimeligen Zimmer. Chloe, die ſonſt im ſchönen Recht der Jugend, ihre Geheimniſſe vor den Alten zu haben, mit allzu offnen Zärtlichkeiten zurückhielt, ließ doch jetzt, angeſichts des nahen Abſchiedes, ihren Arm nicht einen Augenblick mehr von Günthers Hals, ſtreichelte immer wieder aufſeufzend ſein Geſicht, küßte ihn und weinte recht kindlich manchmal eine Träne. In der Dämmerung des Stübchens lag ein Bronzeton auf ihrer niedrigen, flach gewölbten Stirn. „Halt deinen Günther nur recht feſt," ſagte die Mutter und ſtrich liebkoſend über ſeine Hand.

Als es dunkel war und Günther, der im

Dorfe ein etwas entlegenes Stübchen hatte, ſeinen Koffer holen mußte, durfte Chloe ihn begleiten. Sie rannten im Regen durch den Ort: es war das erſte Mal, daß ſie für einige Augenblicke in einem Zimmer ganz allein ſein würden, ohne überraſcht werden zu können. „Oh du weißt ja noch garnicht," rief Chloe atmend in den Wind, „wie toll ich bin, wie wild ich bin. Du kennſt mich ja noch garnicht." Endlich waren ſie in ſeiner finſtern Kammer, und Günther ſchob den Riegel vor. Wie ein Raubtier überfiel ihn Chloe. Sie flocht ſich um ihn, ihr heiß ſtürmender Atem ſtieß Flammen in ſein Blut. Sie rieb ſich unter Jubellauten und entfeſſelte ſeine und ihre Kräfte mit verruchter Freude. Feuergarben aus Himmel und Hölle ſchleuderte die lachende und ſchluchzende Hetze ihrer Glieder durch die Finſternis. Wenn ſie ihm auch noch nicht ganz gehören ſollte und durfte: ſie wollte einen Vorgeſchmack aller Seligkeit. Sie ſtürzte ſich mit ſtoßender Gier in ſeine ſchmachtende Hand, und ſchaurige Luſt entrang ſich der köſtlichen Morgenſchwüle ihres jungen Schoßes. Aus Chloe jubelte der Weltbeginn: Im Anfang war alles gut. Ihr Ermatten war kein Ermatten. Sie verbiß ſich in Günthers Lippen und flog in Takten nie gekannter Wonne. Beider Hände wurden nicht müde. Chloe rief noch nach den Erfüllungen „O wie herrlich!" wie einen

Schlachtruf und warf ſich in das Lichtmeer des himmliſchen Jauchzens.

Trunken von ihren Räuſchen gingen ſie heim. Der Regen hatte aufgehört, alle Sterne leuchteten am Himmel. „Jetzt ahnſt du erſt, wie ich bin,“ lachte ſie noch unter ihrer Kapuze, „ich bin noch viel ſchlimmer.“ Er aber, in einer ganz kurzen Traurigkeit, verlangte innerlich noch etwas von ihr, er wußte nicht was, aber er betete, daß ſie es ihm heut noch geben möchte.

Die Mutter hatte inzwiſchen das Abendeſſen bereitet. Nachdem Günther es flüchtig genommen hatte, mußte er ſich verabſchieden, um ſeinen Zug nicht zu verfehlen, und Chloe begleitete ihn aus dem Hauſe bis zur Gartenpforte. Dort öffnete ſie ihre Bluſe, er lag an ihren Brüſten, ſein Blick brach ſich in Sternenhöhen. „Jetzt bin ich dein Säugling,“ flüſterte er. Da ſtammelte ſie heiß: „O, ein Kind. Mein Geliebter, ein Kind von dir. Fleiſch von deinem Fleiſch und Blut von deinem Blut“ — Über allen Himmeln thronte die Madonna, und Millionen Engel ihr zu Füßen ſangen Jubellieder. Günther war überwältigt.

Er ging zur Bahn und ſah immer, immer nur Chloe, wie auf dem Kinderhaupte ſchon die Krone ihrer höchſten Berufung laſtete. Er faltete die Hände vor der Größe, mit der dies Kind

nach ihrer heiligen, ſchweren Beſtimmung drängte. Und indem er alle Seligkeiten der vergangenen Stunde noch einmal durchſchmeckte, brach ein Strom von Güte aus ſeiner Bruſt. Ihm war, als müſſe und könne er Welten damit beglücken.

VII

Das Haus, in dem Chloe mit ihren Eltern wohnte, war nur um wenige Straßen von Günthers Wohnung entfernt. Wie ein kleines Juwel lag es in einem Gärtchen, das ein Bretterzaun vom alltäglichen Getriebe der Vorstadt trennte. Das Dach des Häuschens war mit grün gewordenem Kupferblech belegt, und vom spitzen Giebel grüßte, von der Zeit gebleicht, eine Sonnenuhr. Vor den weißumrahmten Parterrefenstern lag ein Beet, auf dem jetzt nur mehr die matte Herbstpracht großer Astern prunkte.

Der Vater Chloes war Konservator an einem Museum der Stadt. Er war Italiener, und kleine, schwarze Augen flackerten in seinem bartlosen Gesicht, das unzählige kleine Fältchen sonderbar durchkreuzten. Günther empfand ihn als einen gutmütigen und liberalen Herrn und wunderte sich darüber, wie still und demütig sich die Mutter ihm unterordnete, was er doch garnicht zu fordern schien. Der Mann behandelte Günther zu Anfang mit einer gesellschaftlichen Liebens-

würdigkeit, als er aber bemerkte, wie ſchwärmeriſch Günther ſeine Tochter anbetete, wurde er herzlich.

Nichts trübte Günthers Glückſeligkeit, alles förderte und vergrößerte ſie. So überraſchte ihn in dieſer Zeit der kurze Beſuch ſeiner Schweſter, die er nur ein einziges Mal geſehen hatte, in ſeiner Kindheit, und die ſeit einigen Jahren in einer ziemlich entfernten Stadt verheiratet war. Nun offenbarte es ſich: ſie war ein verwandtes Weſen, ihr konnte er ſich anvertrauen. Als ſie Chloe kennen gelernt hatte, ſagte ſie zu ihm: „O Günther, verſprich es mir: verlaſſe dieſes Kind niemals. Wie liebt ſie, wie vermag ſie zu lieben!“ Und Günthers Schweſter ſchied ergriffen.

Günther beſuchte Chloe täglich und war meiſt mit ihr allein, aber nicht völlig ungeſtört, da ſich die Eltern in den Nebenräumen aufhielten. Ihm war nirgends ſo wohl wie in ihrem Stübchen. Er hatte auch Konſtanze in ihrem eigenen Zimmer geſehen, und es drängte ſich ihm gleich der Unterſchied auf. Konſtanze hatte alle Äußerlichkeiten verachtet, hatte keine liebevolle Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt und die Forderung, alles Geſchmackloſe von den Wänden zu verbannen, hatte ſie nicht gefühlt, ja, ſie hatte nicht einmal Unordnung vermieden. Günthern war das früher nicht aufgefallen, jetzt erſt wurde es ihm nachträglich bewußt, ebenſo wie er jetzt erſt nach-

träglich an der unbedingten Sauberkeit vieler Mädchen zweifelte, für die er ſich früher begeiſtert hatte. Weiß Gott, ſo dachte er jetzt, ſich ihrer erinnernd, ſie hatten alle keine Raſſe. Für Chloe gab es keine Äußerlichkeiten — Äußerliches und Innerliches war ihr das gleiche. Wer in ihren Kleiderſchrank ſah, fühlte etwas von ihrem eigenſten Weſen. Sie hätte das Genie gehabt, ſelbſt einen Lumpen zum Schmuck ihres Leibes zu machen. Ihr Zimmer hielt ſie ſauber mit der Sauberkeit einer Katze, kein Stäubchen lag auf den einfachen, geſtrichenen Möbeln, keinem noch ſo kleinen Ding fehlte je der richtige Stand, obwohl ſich Chloe mit der größten Freiheit zwiſchen ihren vier Wänden bewegte. Sie waren ihre Welt, in der ſie allem und jedem ihren Charakter aufprägte. Dieſes Sinnengeſchöpf war mit dem tiefſten Gefühl für jede Schönheit, für jeden ſchönen Farbenzuſammenklang und jede ſchöne Form begabt. So hatte ſie ſich kleine Sammlungen angelegt von ſchönfarbigen Tüchern, hübſchen Seidenlappen, alten Schmuckgegenſtänden und Spitzen, die alle in Schatullen und Schubfächern wunderbar geordnet waren. Stundenlang konnte ſie in dieſen ſchönen Dingen kramen und immer wieder mit anmutigem Spiel- und Schautrieb all das Bunte vor ſich ausbreiten.

Als Günther dieſes gelüftete und morgenduftige

Stübchen zum ersten Male betrat, trug Chloe Sandalen an den nackten Füßen und ein weites Gewand aus dunkelgelber Seide. Sie hatten sich seit den Tagen in Edental endlich einmal wieder allein. Drum stammelten sie sich voll wilden Feuers zu, sanken, ungläubig vor Glück mit den Händen gegenseitig alle ihre Glieder befühlend, auf den Diwan und tranken mit lechzend offenem Munde eines von des andern Lippen, Wangen und Hals. Chloes weite Ärmel streiften sich hoch, Brust und Arme dufteten kühl und heiß wie Kelche erster Frühlingsblumen, und auf ihren elfenbeinfarbenen Schultern lag alle Mädchenanmut der Welt und glänzte. Unter Günthers Händen spielte der zärtliche Flaum ihres Nackens und all das weiche und starke, bewegliche Leben ihres Rückens. Günthers und Chloes Blut war Gold und Purpur und umbrandete sie beide trunken und jubelnd.

Chloes Vater, der viel freie Zeit hatte, arrangierte die mannigfachsten Vergnügungen und Lustpartien, die oft über einen ganzen Tag ausgedehnt wurden. Ein herrliches Septemberwetter benutzte man zur Besichtigung einer Truppe von Wilden aus Afrika, die nahe bei der Stadt ihre Spiele aufführten. Günther und Chloe standen eng nebeneinander vor der Holzbarriere des Schauplatzes. Sie waren krank vor Liebe, und Haut

an Haut erſchauerte. Und es begann das ſeltſam animaliſche Treiben brauner Menſchen unter weitem, hallendem Herbſthimmel mit urweltlichen Melodien aus hölzernem Rohr und hartem, hohlem Zuruf an knappe Pferde. Pathetiſch lag der ſtumpfe Farbenprunk bunter Turbane und Lendentücher auf bronzenen Geſtalten, und die Zähne wilder Tiere klapperten auf geſchwungenen Hüften. Dunkler Erdgeiſt, dachte Günther, ich fühle dich. Weit kommſt du her. Wie ſtammelſt du aus dieſen Rhythmen ſtark geſchüttelter Glieder, aus dieſem frechen Kankan, wie ſuchſt du her aus dieſen wilden und demütigen Tieraugen. Wie rufſt du myſtiſch in der aufreizenden Monotonie dieſer fremden Holztöne und ihrer jähen und dumpfen Weiſe, die ſich immer wieder aus ſich ſelber krampfhaft neu gebiert — Du biſt in der feierlichen, dummen Roheit dieſer langgedehnten Menſchenlaute. Weit kommſt du her. Kommſt her aus dieſen Urweltlauten, offenbarteſt dich in dem tänzelnden Jubel aufreizender Reitermärſche und im ſteilen Schlachtentriumph geſchmetterter Fanfaren. Auch ich, der ich nur liebe, bin dein Kind — ſie und ich, die wir nur lieben, ſind deine Kinder. Sind nur Haut! bebende Haut! ſind nur Stammeln! nur Geſchöpf! geſchüttelte Körper, dunkler, ſtarker Trieb des heißen Blutes.

Nach dieſem Schauſpiel wurde ein Ausflug

ins Land hinein gemacht. Die Eltern ſchritten voran, und die beiden Liebenden gingen allein. Hoch wölbte ſich die klare Luft über alle Auen. Ein raſchelnder Teppich von kräftigen braun und gelben Tönen breitete ſich über die Wege, und darüber ſchwammen die ſäuerlichen Gerüche des welken Laubes, die als herbe Wohltat wundervoll die Lungen beizten. Stare ſaßen in den Bäumen und wagten in ihren Geſängen die phantaſtiſchſten Geräuſche: als ob ſie Kieſel zum Knirſchen und drolligen Kollern brächten, als ob ſich zwiſchen ſüßen und kindlichen Flöten ein behagliches Geſchwätz entſpänne, als ob eine laute Seligkeit oft ihren Himmelsaufflug nähme, während gleichzeitig eine kleine Erdenſeele Unfug trieb und Rumor machte.

Sie begegneten einem Mädchen aus der Stadt. Chloe wußte, daß Günther ſich früher einmal vergeblich um ſie bemüht hatte, ja, daß dieſes Mädchen Günther verachtete. Als ſie ſich näherte, legte Chloe feſt ihren Arm um Günthers Hals. „Warum tateſt du das?“ fragte er erſtaunt. „O ſie ſoll ſehen,“ antwortete Chloe, „wie ſtolz ich auf dich bin und wie man dich lieben muß.“ Er vermochte nicht zu reden und empfand: Heilige und Mutige, du haſt Balſam für jede meiner Wunden. Dann ſprang eine Pforte in ſeinem Innern auf, und ein Goethewort trat daraus

hervor: „Große Gedanken und ein reines Herz, das iſt es, was wir uns von Gott erbitten wollen."

Das Land lag weithin lächelnd offen, und das geklärte und reife, golden in ſich ſelbſt beruhigte Licht des Herbſtes flutete ſegenſchwer um alle Wälder. Auf den Wieſen feierten die blaſſen Lilaflammen der Zeitloſen, und Goldammern ſpannen das Filigran ihrer Geſänge über dies ſtille Feſt. Vorn zwiſchen Feldern, aus denen ſich der Friede und das Genügen ländlicher Arbeit wie ein Geſang erhob, ſchritten Chloes Eltern, und Günther dachte: es ſind auch meine Eltern, zum erſtenmal in meinem Leben kenne ich Vater und Mutter.

Die Schollen lagen wie braunes Altgold. Eine Faſanenhenne und ihre Küken ergriffen mit humorvollem windſchnellem Trippelgang die Flucht, andere Faſane flogen auf und verſchwanden mit metalliſchem Huſten in den Wäldern. Plötzlich tat ſich fern das blaue Auge eines Sees leuchtend auf, o, wie inbrünſtig lachte dies Blau, wie fromm, wie licht und dunkel.

Günther und Chloe lagerten am Waldrand. Und indem ſie ſprachen von ihrer Liebe und von ihrer Zukunft, fragte ſie ihn nach den heiligen Zwecken ihrer Körper, nach Zeugung und Geburt, und bat ihn, ihr doch alles zu ſagen. Da er merkte, daß ſie viel weniger wußte, als er

geglaubt hatte, ſuchte er verwirrt nach Ausdrücken. Aber in ihm ſpielte ein Engel einen Choral: „Große Gedanken und ein reines Herz, das iſt es, was wir uns von Gott erbitten wollen.“ Er ſprach betend und gab ihr Unterricht, und jede Belehrung wurde zur Andacht. Und während Chloes Augen ſich weiteten vor neuen Ländern, lag er, innig gedrückt an ihren Schoß, der wiſſender wurde und in dem das Blut pochte wie eine heilige Quelle.

Über ihnen ſchaukelte ſich ein Eichkätzchen, hob ſeinen buſchigen Schwanz, beäugte und beknapperte eine Nuß, die es zierlich in Händen hielt, und vor ihnen gingen Rehe freundlich durch die Wieſen.

„O du biſt groß und heilig,“ ſagte Chloe, „du weißt alles, du biſt gut. In was für Hände hätte ich geraten können, die mich zerſtört hätten. Daß ich das nicht wußte, was du mir jetzt ſagteſt, das hatte einen Schleier von Unnatur über meine Seele gelegt. Aber du haſt ihn weggenommen.“

Sie kehrten mit den Eltern zur Stadt zurück. Günther ſtürmte noch allein durch die Straßen. Die Laternen brannten jetzt ſchon früh, ihr Licht war heute ſonderbar rein und hell. Es war ein Abend, der gleichſam das Weſen aller Jahreszeiten in einem einzigen Akkorde ſammelte,

die lebendig keimende Hoffnung des Frühlings mit der reifen Klarheit des Herbſtes miſchte und Glanz und Klingen des Sommers mit der erſten duftenden Kälte des Winters.

Es iſt ſchwer, dachte Günther, aus Leiden und Schmerzen nur Segen zu ernten und ſo der Leiden und der Schmerzen würdig zu ſein. Aber noch ſchwerer iſt es, des Glückes würdig zu ſein — doch wem es gelingt, der trägt die Krone des Lebens. Chloe, du gibſt ein Glück, bei dem man niemals ſtumpf und ſatt werden kann, du haſt die große Kraft der Sinne, die allein die wahre Kraft der Seele iſt. Durch dich habe ich die Güte, die mich auf ewig verbindet dem Geiſt der Welt, ſodaß ich aller Kreaturen Freuden und Schmerzen fühle.

Wie ein Schluchzen ſtieß ihm das Glück die Bruſt. Er trank die Luft wie einen ſchweren und koſtbaren Wein. In ſeinen Schultern drängte das Blut, als wollte es hervorbrechen in purpurnen Flügeln, die ihn emportrügen und ſich ſegnend breiteten durchs All.

VIII

Verſunkenſte Verſunkenheit, wenn zwei Weſen ineinander untertauchen. Und aus der namenloſen Verſunkenheit hebt ſich plötzlich beſeligtes Lächeln: Wir waren eins von Anbeginn — mein Herzſchlag war dein Herzſchlag, ſchon ehe wir uns kannten. Chloe verſank in Günther, Günther verſank in Chloe. O ſo verſunken: was für ein Heimatland fanden wir? Die Blüten weltenfernen Erinnerns und gewiſſeſter Ahnungen hingen um Chloes auftauchende Stirn, und ihr Duft lag in den Kinderworten, als ſie ſprach: „Geliebter, wir lebten ſchon auf einem andern Stern zuſammen, früher, viel früher. Ich weiß es, o ich weiß es.“ Tiefſte Zuſammenhänge begannen zu klingen, als ſänge Gott ſelber ein Lied. Die Jahrhunderte waren, die Völker waren, nur daß Günther und Chloe ſich fanden.

Sie konnte nie in ſeiner Nähe ſein, ohne ihn zu berühren, ohne ihn zu fühlen. Waren ſie mit den Eltern zuſammen, ſo legte ſie dennoch unter dem Tiſch ein Bein auf ſeine Knie oder preßte

heimlich seine Hand. Und waren sie allein, dann zuckten ihre verflochtenen Glieder, und ihre verlangenden Hände suchten immer wieder gegenseitig ihren Körpern Lust zu wecken. Nur die Körper sprechen groß und herrlich die Sprache der Seelen, nur die körperliche Liebe läßt die versunkenen Paradiese aufleuchten. Und hemmt Schicksal oder Sitte, Angst oder Irrtum die Körper der Liebenden im Drang nach ihrem höchsten Ziel — verschuldet noch reden sie ihre reine Sprache und wissen einander wohlzutun, begnaden einander mit lauter Lust.

Günthern war es oft, als trüge er schwerfällig und ungeschickt an seinen großen Wonnen, während Chloe starken und leichten Fußes durch die Seligkeiten schritt, die er ihr erschlossen, als sei sie nun endlich zu Hause. Ihr stand es wohl, ein einziges Mal sogar mit den heiligen Kräften, die sie sonst doch anbetete mit frommer und schauernder Seele, zu scherzen, und es war recht und gut, daß dieses einzige Mal auch das Dämonische und Zerstörerische ihrer Weibnatur leichtfertig aufflackerte. Sie schlenderten durch trübe Straßen bei schlechtem Wetter, und Chloe war in ihrem Hängemantel, in dessen Taschen sie die Hände vergrub, ein verregneter Junge. Sie, die eben erst von Früchten gekostet hatte, die ihr Günther gereicht, neckte ihn und zog ihn auf, wie eine

längſt Erfahrene einen täppiſchen Knaben, ſie machte ein Lausbubengeſicht und entwarf zukünftige Ehebettſzenen, in denen ſie als friſch und unerſättlich triumphierte, er dagegen, faul und früh geſchwächt, den Schlaf vorzog. Sie ſtreifte ihm die Nachtmütze des Philiſters tief über den Kopf. Er aber ohrfeigte ſie und ſtimmte ein frohes Gelächter an.

Chloe lebte mit ganzer Seele in der Zukunft. Das gab ihr ſtets neue Kraft und rechtfertigte für ſie die Gegenwart. Günther aber, der nicht ſo ſtolz und mutig, ſo kindlich-gläubig in die Fernen zu träumen wußte und mehr den Augenblick ſchlürfte, empfand oft für Sekunden erſchrocken die Übergewalt ihrer unfruchtbaren Sinnlichkeit. Sie waren beide nicht frei von Angſten. Mit Haſt genoſſen ſie ſich, ſie, die nie ganz ungeſtört waren und immer überraſcht werden konnten. Häufig ſchraken ſie auf bei irgend einem Geräuſch, nahende Schritte befürchtend. Dann ſtürzten ſie wieder gierig aufeinander. So wie ſie waren, gehemmt durch die Nähe Fremder und durch Kleider, drangen ſie lechzend aufeinander ein, vereinigten unvollkommen ihre verſchmachteten Leiber, und ihre Lippen, die ſchlürfend überfloſſen, jubelten über die ſtürmiſchen Wohltaten. Dann beſchloſſen ſie ernſt, ſich zu beherrſchen und ſich nicht durch halbe Genüſſe um die ganzen zu

bringen — aber das Gefühl der Schuld, das sie so mächtig verband, trieb sie erst recht in wilde Maßlosigkeit. Und während sie sich noch mit zärtlichen Worten in guten Vorsätzen bestärkten, ermattet und schwach von zu viel Hitze, suchten sie sich schon wieder, jeder fiebrig-lüstern nach dem andern, stammelten überschwängliche Kosenamen und weckten überhastig die alte, ewigneue Lust.

Chloe lebte mit ganzer Seele in der Zukunft. Sie malte es sich und Günther immer wieder aus, wie sie später einmal in Italien zusammen leben würden in einem Häuschen am Meer. „O dann schmücke ich dich mit Lorbeerkränzen," sagte sie, „und du sollst wie ein Heiliger am Strande wandeln."

Mit Chloes Eltern lebte Günther in schönem Frieden und sah, geblendet durch Glück, keine Wetterwolken heraufziehen. Die Mutter schenkte ihm Liebe und Vertrauen. „Sie müssen mich recht verstehen," sagte die Mutter, „wenn ich oft ängstlich bin. Wenn Chloe nur ein paar Jahre älter wäre, wie würde ich dafür sorgen, daß Sie es gut hätten. Ich wäre Ihnen nicht hinderlich, Sie sollten ein ganzes Glück haben. Ich weiß, Sie müssen oft traurig und unbefriedigt sein, Sie müssen leiden, weil das Mädchen, das Sie lieben und nach dem Sie sich sehnen, noch ein Kind ist. Aber es würde Chloe zerstören, wenn zu viel

auf einmal auf ſie einſtürmte. Sie hat, ſeit dem Beginn ihrer Liebe zu Ihnen, ſchon ſo viel verſtehen gelernt, was ihr früher fremd war, aus ihrem reinen Empfinden heraus iſt ihr ſchon ſo vieles klar geworden, was vielleicht für ihren jungen Körper ſchon zuviel geweſen iſt — ihr frühreifes, tiefes und heftiges Erleben greift ihre Geſundheit an, ſo fürchte ich oft. Ihr Körper leidet an Störungen und Unregelmäßigkeiten, die früher niemals bei ihr vorkamen. Gewiß, ſie hat eine ſtarke Natur, und ihre Liebe wird ihr ſchon helfen und alles gut machen. Aber meine Sorge müſſen Sie verſtehen.“ Dabei verſchwieg die Frau all das Bittere, das an ſie herantrat und ihr manche ſchlafloſe Nacht bereitete. Es war über das Verhältnis ihrer Tochter mit einem jungen Manne ein Klatſch entſtanden, den eiferſüchtige Jünglinge, mißgünſtige Bekannte und wohlmeinende aufdringliche Freunde beharrlich nährten. Sie konnte ſich nirgendwo mehr zeigen, ohne daß man ſie mit Vorwürfen überſchüttete und ſich ihr mit taktloſen Anſpielungen läſtig machte. Chloes Mutter jedoch ſtand feſt und lehnte das Gerede einer ganzen Geſellſchaft ab. Und wie ſie die Stimmen der anderen unterdrückte, ſo unterdrückte ſie auch die Stimmen der Eiferſucht und des Schmerzes um die geteilte Liebe ihres einzigen Kindes in ihrem eigenen

Herzen. Ihr Mann war in allem anders. Er war abhängig von den Urteilen der Welt und noch leichter gab er seiner Eifersucht nach. Er hieß den Verkehr Günthers mit Chloe gut, solange er seiner Eitelkeit schmeichelte und seiner Vergnügungssucht dienlich war. Sobald der Mann merkte, daß die Gefühle seiner Tochter für ihn selbst an Wärme verloren und daß Chloe ohne Günther, der Festlichkeiten nicht liebte, an Vergnügungen nur mit trüben Mienen teilnahm, veränderte er seine Gesinnung. Er quälte seine Frau mit Vorhaltungen und Tadelworten auf eine jähe und herrische Art, der gegenüber sie völlig hilflos war.

Günther merkte von diesen Veränderungen nichts. Er fühlte sich immer heimischer bei Chloes Eltern. Sein Mißtrauen, das er, der einsam Aufgewachsene, von früh auf allen Menschen gegenüber empfunden hatte, verschwand. Er ließ sich endlich gehen in sorglosem Übermut und glücklichen Kindereien, ohne zu beachten, daß er dadurch den Vater vollends reizte.

Eines Tages kam er zur gewohnten Stunde. Chloe öffnete ihm die Türe; er sah im dunklen Flure nur, daß sie ihren langen Morgenrock trug mit dem Muster aus großen Iris, in dem er sie besonders liebte. Erst in ihrem Zimmer sah er, daß sie verweint war und am ganzen Körper

zitterte. Bestürzt wollte er fragen. Da trat schon ihr Vater ein. Sein Gesicht zuckte in den zahllosen Fältchen, und seine kleinen Augen flackerten.

„Ich habe soeben mit meiner Tochter geredet," sagte er, „das Maß ist jetzt voll. Sie tuen in meinem Hause, was Sie wollen. Ihr Benehmen wird aufdringlich, wissen Sie."

Günther, erbleicht, verstand nicht. Er hörte Chloe aufschluchzen. Da legte er wie zum Schutze den Arm um sie und sagte fest: „Wenn Sie etwas sagen wollen, so schonen Sie wenigstens Chloe und sagen Sie nichts in ihrer Gegenwart."

Der Vater öffnete die Tür zum Nebenzimmer. Sie traten ein und standen sich dort gegenüber.

„Ich kann es nun nicht länger hinunterschlucken," fuhr der Mann erregt fort. „Sie vergnügen sich in meinem Hause, und Ihnen ist es gleichgültig, wenn in der Stadt geredet wird. Mir ist es das nicht. Sie verderben meine Tochter. Das Kind fragt nichts mehr nach ihren Eltern, es hat nur noch ihre Liebelei im Kopf. Sie haben das Kind auf dem Gewissen. Es ist Ihre Schuld, daß sie unausstehlich geworden ist und bei anderen nur noch Gesichter macht. Und Sie glauben, Sie seien hier zu Hause und könnten hier treiben, was Ihnen beliebt."

Günther verlor alle Fassung. Er konnte es nicht hindern, daß bittere Tränen seine Stimme

beinahe erſtickten. „So alſo haben Sie mich verſtanden. Das alſo iſt Ihre Liebe. Und ich glaubte, ich hätte an Ihnen einen Vater. Ich habe niemals Eltern gehabt. Ich bin ohne Eltern aufgewachſen. Ich war krank vor Mißtrauen ſeit langen Jahren, fürchtete jedermann und hielt mein Herz verſchloſſen. In Ihnen glaubte ich endlich einen Vater gefunden zu haben. O, warum haben Sie ſo mit mir geſprochen? Von Ihnen hätte ich jeden Tadel angenommen, von keinem andern Manne außer von Ihnen, den ich als meinen Vater verehrte. Sie hätten mich in vielem leiten können, hätten Sie es nur mit Liebe verſucht!“

Chloes Vater, jäh wechſelnd in heftigen Gefühlen, ſtand gerührt. „Ach nun,“ fuhr er ruhiger fort, „warum ſind Sie ſo empfindlich? Es iſt, weiß Gott, kein Wunder, wenn ich über all den Scherereien nervös geworden bin. Ich ſprach heftig — was weiter?“

„Nein,“ antwortete Günther, noch immer unter Tränen, „das war mehr als heftig. Was Sie mir angetan haben, das iſt nicht wieder gut zu machen. Ich gehe jetzt.“

Hätte Günther die bewegliche Natur nicht ſo ernſt genommen, ſo hätte er den Vater beruhigen können. Erſt durch ſeine Feſtigkeit machte er ihn zu ſeinem wahren Widerſacher.

Dennoch überwog in dem Manne augenblicklich die Rührung.

„Warum wollen Sie gehen? Gehen Sie hinein zu Chloe und beruhigen Sie das Kind. Und kommen Sie bald wieder. Wir werden uns schon vertragen.“

„Ich komme nicht wieder,“ sagte Günther, „adieu,“ und ging zu Chloe.

Sie lagen sich in den Armen und weinten Gesicht an Gesicht. „Geliebte, vergiß mich nicht. Denk an mich, o denk an mich, Lieb, mein Lieb, dann kann ich alles tragen, dann kann ich das Schwerste tragen.“ „Günther, mein Alles, ich denke an dich jede Sekunde, ich bin bei dir, ich lebe nur für dich.“ Im Beben ihrer Glieder fühlte ers, daß sie jedes Verbrechens für ihn fähig war, und, wenn es sein müßte, für ihn zu sterben auf der Stelle.

Sie erschien größer als sonst. Und dennoch war ihr Kinderhaupt gebeugt und war umwittert von wolkiger Musik: „Es waren zwei Königskinder —“, und im Hintergrund breitete sich das Meer aus, eine öde, endlose Klage. Über vergrämten Kinderschultern hing das königliche Tränenkleid der Liebe und der Schmerzen.

IX

Chloes Mutter ſchrieb an Günther: „Ich muß meinem Manne gehorſam ſein und es verhindern, daß Sie und Chloe ſich irgendwie ſehen. Mir ſind die Hände gebunden, ich kann Ihnen nicht mehr helfen. Aber Sie ſollen wiſſen, daß ich mit Ihnen fühle. Iſt es echt und tief, was Chloe für Sie empfindet, ſo wird keine Trennung es zerſtören.“

Und Chloe, die immer ihren Eltern kindlich vertraut hatte, begann ſich zu verſtellen und ihr Herz vor ihnen zu verbergen. „Wenn du wieder kommen wollteſt,“ ſchrieb ſie heimlich an Günther, „ſo wüßte ich, was ich täte. Ich würde kein Wort mehr ſprechen, würde nichts mehr eſſen und den ganzen Tag Klavier ſpielen bis zum Wahnſinn. Ich würde die Bleiche, Kranke, Nervöſe, Verliebte ſpielen, bis meine Eltern ſo gerührt wären, daß ſie dich wiederkommen ließen. Aber du willſt ja nicht.“ Darum zeigte ſie ein freundliches Geſicht. So leben Kinder im Hauſe ihrer Eltern: ſie ſind ihnen leibeigen, ſie eſſen ihr Brot,

ſie tun nach ihrem Willen, ſie ſagen ja zu ihren Worten, die ſie doch nicht glauben, ſie ſchlafen unter ihrem Dache. Aber in ihren Herzen brauſt der Frühlingsſturm eines neuen Evangeliums.

Günther ſehnte ſich in Qualen und hatte dennoch Angſt, Chloe könnte zu ihm kommen. Er wußte, daß ihrer Liebe alles zuzumuten war, alles Abenteuerliche und Kühne. Doch er fürchtete ihr Kommen, fürchtete heimliches Spähen und Klatſch, und glaubte, es ſei beſſer, eine Zeitlang zu darben, als dem Drängen der Sehnſucht nachzugeben durch ein Wagnis, das in der kleinen Vorſtadt, wo faſt jedermann von Chloe wußte, ſchnell bekannt werden und die ganze Zukunft verderben könnte.

Er ſaß in ſeiner Manſardenkammer, die wohlig durchwärmt war, während draußen der Winter wütete. Seine Lampe war rot verhüllt, und Wände, Bilder, Möbel ſchwammen in roſigem Dämmer. Da klopfte es, und Chloe ſtürmte herein, atemlos und mit ſchmelzenden Flocken auf den geröteten Backen. Das Wiederſehen war wie ein Traum, zu ſchön, als daß ſie es hätten faſſen können. Sie würgten und zerdrückten ſich. Er fühlte ihre Hände, dieſe ſchmalen, ſtarken, begehrlichen Kinderhände, die ihn immer bis zum Wahnſinn brachten: jeder Finger war lang und hatte einen unruhigen, aufreizenden Umriß, es

waren Hände, unbeſonnen und nervös, ſinnlich und nicht weich, pflückende, zugreifende, krauende, klammernde Hände. Günther ſagte ihr ſeine Angſt vor der Gefahr. Da lachte ſie auf, tollkühn und ohne Skrupeln.

Sie warfen ſich atmend auf ſein Bett. Er öffnete ihre Kleider. Sie fragte: „Sind wir auch ſtark genug? Können wir uns beherrſchen?“ „Oh wir können es,“ ſagte er, „wir ſind ja unſer ſo ſicher, wir können warten, es wird ja doch die Zeit unſeres Glückes kommen. Liebe macht ſo ſtark, ſo ſtark.“ Da riß ſie wild ihre Kleider ab, indes er bebte und ſeine ſehnenden Blicke ſich brachen. Sie ſtammelte: „Du auch! Du auch!“ Sie blühte ihm entgegen, dunkel-weiß erglänzend wie Elfenbein, aber heiß, ein klopfendes, drängendes Leben, paradieſiſch ihre ſtraffen Brüſte, die in Schönheit leuchteten, ſchöner, ſchöner als ſein ſchönſter Traum — und Chloe ſchauerte, ihr Leib war Kraft und Liebe, Sehnen und Muskeln ſchwollen an ihm, ſtark, voll Leben. Und ein atmender Jubel ſchwoll auf, ſchwoll an, als ſich nackt Bruſt an Bruſt rieb, ſie ſanken in den Weltenraum, und die goldenen Ketten, mit denen ſie an die Sterne geknüpft waren, erklangen, um heiße Stirnen brandeten ſchwarze und blonde Haare ineinander, ihre Augen wurden zu Licht, es war ein Glanz im Zimmer wie von hundert

Weihnachten, und das Rauſchen von tauſend Schwingen wurde wach. Und mit Zungen, die lechzend über ihre Körper gingen, ſchlürfte eins des anderen bebende Haut. „Wie ſchön biſt du, wie ſchön biſt du! Ich möchte dich immer anſehen. Ich möchte dich eſſen und trinken.“

Nach flüchtigſten Minuten befreiter Seligkeit mußte Chloe eilends wieder fort. Aber in ihr ſchwang nach, was ſie ſo mächtig durchbebt hatte. Sie ſprach mit ihren Eltern über Gleichgültiges, ſie ſpielte Klavier und beſuchte Unterrichtsſtunden. Niemand ſah, daß ſie ſtolzer ſchritt, daß es in ihren Fingerſpitzen kribbelte und ein fliegender Tanz im Takt ihrer Pulſe war. Ihr Körper war wie ein Glockenſpiel, ſo dachte ſie. Der Geliebte hatte ihn berührt, noch ſchwang und klang jede zitternde Nerve, noch ſchwoll es warm und verebbte nur langſam in tiefen Beſeligungen. Und während ſie zu alten und trockenen Lehrerinnen aufſah, dachte ſie an einen nackten Körper, der herrlich in ihren Armen gelegen hatte, an eine breite, kitzelnde Bruſt, an ſtarke Glieder, geſpannt von den Kämpfen der Leidenſchaft.

Sie kam zu Günther, wenn ſie nur irgend konnte, immer auf wenige Augenblicke. Der Vater, der den Verehrer ſeiner Tochter nicht völlig verlieren wollte, geſtattete ihnen eine Korreſpondenz, die er eifrig überwachte. Weil es Chloes

Wunſch war, ging Günther auf dieſen heuchelnden Briefwechſel ein und ſchrieb wie ſie, nichtsſagende, zahme, epiſche Briefe voll fader Freundſchaftlichkeit. Chloe vermochte hin und wieder einen heimlich bekritzelten Zettel einzuſchmuggeln, den Günther tagelang am Herzen trug, Erquickung aus jedem einzelnen ihrer köſtlich unmittelbaren Worte ziehend. Er hatte ihr Jacobſens „Frau Marie Grubbe“ geſchenkt. Sie las es mit dem ihr eigenen eindringlichen ſinnlichen Erfaſſen jedes Wortes und machte ſich Seite für Seite in ihrer friſchen und kräftigen Phantaſie lebendig. Für ſie endigte das hohe und glänzende Leben der Frau Grubbe, die ſchließlich in Spelunken von einem einfältigen Manne geſchlagen wird, nicht in Armut und Erniedrigung, ſie ſchrieb: „Wie glücklich wird Marie. Daß ſie zuletzt doch noch ſo richtig liebt.“ Und wie durchzuckte es Günthern, wenn er las: „Ich fühle noch immer, wie du mir Hals und Bruſt und Arme ſtreichelſt. O könnt ich endlich eine ganze Nacht an deinem Herzen liegen. Einmal wird es ja ſein, dann lebe ich neu“ — oder wenn ſie zum Entzücken draſtiſch war: „Ich umſchlinge dich wie eine Spinne ihre Beute.“ Zum Geburtstag ſchrieb ſie ihm: „Dein Leben ſoll von jetzt ab ſchöner und glücklicher werden, was ich dazu tun kann, will ich tun. Verzage nicht, mein einziges Lieb,

wenn auch noch viel Schweres kommt, wir wollen es tragen.“ Sie ſchloß: „Ich bin dein Weib.“ Das ſchrieb und ſagte ſie jetzt öfter, die Sechzehnjährige: „Ich bin dein Weib mit Leib und Seele,“ und er wiederholte es ſich immer wieder, ſchlief ein und wachte auf mit ihren Worten: „Dein Weib,“ dieſen ſchönſten Worten völliger Gemeinſchaft, innigſten Einsſeins, dieſem mutigen Bekenntnis freier Leibeigenſchaft, unzertrennlicher Schickſalsverkettung in Luſt und Schmerzen bis zum Tode.

Wie ſie das fühlte, das tat ſich ihm jedesmal kund, wenn ſie zu ihm kam, wenn ſie lagen, Bruſt an Bruſt dahingeſtreckt. Dann wurde in Chloe die Todesſehnſucht wach, die große Todesſehnſucht, wie ſie wolluſt-licht nur aus den Tiefen unendlicher Liebe ſteigt. „Jetzt wollen wir ſterben,“ hauchte ſie. Und die Liebenden zerfloſſen und zergingen im Hauch ihres offenen Mundes, verſchwebten, betend um den Tod, in gelöſten ewigen Gefühlen, wann Du zum Ich und Ich zum Du und Ich-Du zum Nichts, zum Alles wird, zum Äther, Atem Gottes, der endlos wellt und webt und immer war und immer ſein wird — „Laß mich ſterben! Laß mich ſterben!“

Günther ging nie mehr aus. Er zog ſich von aller Welt zurück, ſaß auf ſeiner Dachſtube und wartete auf Chloe, ſelbſt wenn er wochen-

lang vergeblich wartete. Nur einmal verließ er das Haus zu einer Zeit, wo ſie niemals zu kommen pflegte. Als er heimkam, fand er einen Zettel von ihr: „Mein einziges Leben, ſei nicht traurig. Ich komme wieder, ſobald ich kann.“

Er ging hinaus und lief durch alle Straßen, ſie zu ſuchen. Er wütete gegen ſich mit ſtets erneutem Vorwurf, er jammerte und ſtöhnte laut in das eiſige Winterdunkel hinein, er rang die Hände und ſuchte Chloe. „Oh wie konnte ich nur das Haus verlaſſen? Iſt nicht jede flüchtige Minute koſtbar, die wir uns ſehen? Um welche Augenblicke betrog ich mich? Jetzt kommt ſie vielleicht wieder lange Wochen nicht ein einziges Mal. Und ſelbſt wenn ſie bald kommt — was ich heute durch meine Schuld verſäumt habe, bleibt uns ewig verloren.“ Er lief ſtundenlang wimmernd durch den Schnee. „Nur wenn es meiner Sehnſucht gelingt, Chloe zu finden, iſt es geſühnt.“

Und er fand ſie in der Nähe ihres Hauſes. Sie ſah, wie bleich und verſtört er war, und, gerührt durch ſo viel Liebe, bekam ſie etwas Mütterliches, das eine ſeltſame Anmut hatte. „Sei ruhig, Lieb, bald komme ich wieder.“ Sie ſtanden an ihrem Hauſe, ſie mußte hinein. „Ich kann mich noch nicht trennen,“ ſagte ſie,

als sie sich schon verabschiedet hatte, und zog ihre Handschuhe aus, „mein Herz, zieh sie auch aus, ich will deine Hände fühlen."

„Chloe, wie bist du schön," so hauchte er. Sie war beglückt: „Nur weil du mich liebst. Deine Liebe macht mich schön."

Sie stand in Pelzmütze und Winterjacke und streichelte seine Hände. Sie duftete nach Kälte, ihre Augen glänzten, ihre Wangen glänzten, ihre vollen Lippen glänzten. Und flockig, flaumig schwieg um sie der Winter über weißen Dächern, und die Stille war süß und weihnachtlich.

X

Leben, fühlte Günther, leben iſt alles. Was war ſein Kunſtſchaffen geweſen? Einſame Orgien und Exzeſſe ſeiner Sehnſucht. Er ſchrieb jetzt nicht mehr, er hatte keinen Drang zu ſchreiben. Früher hatte er dichteriſch Buch geführt, um mit ſeinen armen Pfennigen hauszuhalten — nun ſchaltete er frei und verſchwenderiſch mit unerſchöpflichen Reichtümern, ohne zu rechnen und zu zählen. Er gedachte ſeiner vergangenen Jugendjahre in den Tränengärten der Sehnſucht. Wie hatte er ſeine Glieder wund gerungen im Duft der hangenden Blüten, aus dem ihm das Bild eines anderen Weſens entgegentrat, wie hatte ſein Traum aus den zuckenden Saiten ſeiner kranken Seele aufgeſchluchzt nach dieſem Bilde. Nun aber war die Erfüllung tauſendmal größer als ſeine begehrlichſte Sehnſucht und die Wirklichkeit tauſendmal ſchöner als ſein ſchwelgeriſchſter Traum. Leben heißt Geliebtwerden, und Leben iſt alles. Er hatte ſeinen Ehrgeiz verloren und ſein Bedürfnis nach Ruhm. Er hätte das Los

nicht verwünſcht, ſchweigen zu müſſen, nur noch befangen in ſeinem Menſchenſchickſal, in Luſt und Leid ſeiner Liebe. Kehre ich aber einmal zur Kunſt zurück, dachte er, ſo tauche ich auf aus dem purpurnen Abgrund des Lebens, tauche auf mit einer Fülle, die ſich nie erſchöpft. Nur ein kleines Gefühl iſt antaſtbar und leidet unter Worten und Namen. Der Reichtum eines übervollen Herzens aber iſt durch nichts zu ſchmälern, ſeine Keuſchheit iſt unverletzlich, ſelbſt wenn er ſich den Augen einer ganzen Welt preisgibt. Was wahrhaft mir gehört, kann mir durch nichts verloren gehen.

Er hatte nur das einzige Leid, daß Chloe ihn noch mehr liebte als er ſie. Sie war einer Hingabe fähig, die ihn erſchauern ließ. Sie ſchlief nächtelang nicht vor Sehnſucht nach ihm und füllte, oft in Tränen, ihre Stunden ganz mit Träumen. Sie litt Schmerzen, daß ihr Körper ihm noch nicht völlig gehörte, taſtete, auffahrend aus Träumen, in ihrem Bett nach ihm und wiegte ihre Puppe als ſein Kind.

Oft konnte ſie ihn lange nicht beſuchen. In ſolchen Zeiten kletterte er abends über den Zaun in ihren Garten und ſtand, ohne daß ſie es wußte, ſtundenlang in Froſt und Schnee, um in ihrer Nähe zu ſein. Er konnte ihr kein Zeichen geben, weil ihn die Eltern ſonſt bemerkt hätten. Einmal

kam sie zufällig ans Fenster. Noch zweifelte sie, ob er es sei. Da streckte er die Arme aus, da streckte sie droben die Arme aus — sie standen lange stumm mit sehnsüchtigen Gebärden, und ihre Augen brannten durch das Dunkel. Schließlich winkte sie mit einem Brief und bedeutete ihn, noch zu warten. Sie verschwand, kam wieder und warf ein Kuvert hinab. Er hob es auf, dankte stumm und stürmisch, lief fort und las bei einer Laterne: „Mein Leben! Du wirst frieren, ich leide, dich da unten stehen zu sehen. Ich bin gerührt von deiner Liebe, glaube, meine ist ebenso groß. O du mein Engel, ewig bin ich dein.“ Aus seinem Herzen schlugen helle Flammen, er vermochte seine Sehnsucht wieder zu tragen und alle ihre Schmerzen.

Er hatte sich in Schnee und Nässe unter ihrem Fenster erkältet und lag zu Bett. Die Stunden rollten marternd durch sein Hirn, es begann zu dunkeln, niemand war in der Wohnung. Lippen und Gaumen hatte ihm das Fieber ausgedörrt, das kalt in seinen Gliedern brannte, und Schweiß stand auf seiner Stirn. Er richtete sich qualvoll wimmernd auf und tauchte irre Blicke in die Dämmerung. Er nannte mit trockener Zunge Chloes Namen, warf seine schmerzenden Arme vor Sehnsucht verzweifelt hoch, horchte mit dumpfen, von inneren Geräuschen erfüllten

Ohren ins Zimmer, das von lauten und wilden Mächten zu toſen begann, die die Geliebte mit teufliſcher Freude fernhielten. Da klingelte es. Günther ſprang auf und lief mit nackten Füßen zur Tür. „Wer iſt da?“ „Chloe,“ antwortete es. Sie erſchrak, weil ſie ihn krank fand. Doch er beruhigte ſie.

Und violenſamten ſank mit ſüßem Gefieder das Glück herab im Flaum der Dämmerung. „Geliebter, du frierſt,“ flüſterte eine Stimme, von Liebe bebend, „komm, ich will dich wärmen.“ Chloe ſchlüpfte zu ihm unter die Decken. Sie legte ſich ganz auf ihn und deckte ſie beide feſt zu. Sie trocknete mit ihren Händen den Schweiß von ſeiner Stirn, feuchtete mit ihrem Speichel ſeine geſprungenen Lippen an und ſtreichelte mit ihren Fingerſpitzen die rauhen Haare ſeines kranken, ungepflegten Geſichtes. Im Schoße wohnt die Liebe. Wie barg ſich Schoß an Schoß, wie ſchmiegten, kauerten ſie ſich aneinander mit Himmelswärme aller reinen Zärtlichkeit. „Chloe, jetzt bin ich geſund, jetzt bin ich ganz geſund.“ Verzückt quollen ihre Leiber über mit den heißen, ſtoßenden Quellen der Liebe. Sie aber, die doch wochenlang geſchmachtet hatte und auf ihn, den Geſunden, unerſättlich zugeſtürmt wäre, ſchonte beſorgt ſeinen kranken Körper und bewahrte zärtlich Maß.

Zuletzt enthüllte sie ihren Oberkörper und saß auf seinem Bettrand. Lippen, Hals, Schultern und Brüste neigten sich duftend über ihn und erquickten mit wonniger Frische seinen kranken Mund. Er schloß die Augen, und wenn er aufsah, saß eine Nixe in seiner ärmlichen Kammer, saß auf seinem Bett mit Tönen des Waldes und der Quelle und bot ihm ihre Süßigkeit. Er schloß tausend Jahre lang die Augen und öffnete sie wieder tausend Jahre lang. Und immer noch neigte sich das Glück weich über seinen Mund.

XI

Chloe ſah einen jungen Mann wieder, für den ſie, als ſie Günther noch nicht kannte, eine Zuneigung empfunden, der aber, da dieſe Neigung der großen Leidenſchaft für Günther gewichen war, im heftigen Schmerz ſeiner unerwiderten Liebe die Stadt verlaſſen hatte und erſt jetzt zurückgekehrt war. Gerührt durch die heftigen Äußerungen ſeiner noch immer friſchen Qualen und in Erinnerung an frühere ſchöne Stunden hatte ſie ſich einmal von ihm küſſen laſſen, war aber von einem Grauen befallen worden.

Günther erſchrak heftig, als ſie bleich zu ihm kam, ihm tiefe Reue geſtand und ihre Schuld beichtete. Er aber, überraſcht von der Zartheit des Gewiſſens bei dem ſonſt ſo heidniſch ſkrupelloſen Mädchen und von dem ſchönen Beweis ihrer ganzen Liebe, ſchloß ſie in die Arme und rief, in einem Rauſch der Vertrauensſeligkeit und indem er allen Gefahren ihres Blutes ſein nacktes, empfindliches Herz preisgab: „Lieb, die wenigen Minuten, die wir zuſammen ſind, ſind viel zu

koſtbar, um über eine ſolche Kleinigkeit Worte zu machen. Wiſſe nur das eine: Alles, was du tuſt, iſt gut. Du biſt gut von Grund aus, darum heiße ich alles, wozu dich dein Herz treibt, gut.“ Da kniete Chloe vor ihm: „Du biſt ein Heiliger, du biſt ein Heiliger. Ich glaubte, du würdeſt mich ſtrafen, aber du biſt unendlich gütig.“ Und ſie zog alle ihre Kleider aus: „Sieh mich an, ſieh mich an mit deinen Blicken,“ und erſt nach dem Sturm ſeiner Liebkoſungen, in welchem ſie ihre Liebe mit tauſend Gluten bewährt und die Tiefe ſeines Weſens getrunken hatte, fühlte ſie ſich wieder ganz rein.

Das war für Günther ſtets tröſtlich, daß er Chloe, auch wenn ſie lange nicht zu ihm kommen konnte, doch in ſeiner Nähe wußte, daß er, ans Fenſter tretend, ſprechen konnte: „Dort, gleich hinter den nächſten Dächern, biſt du und denkſt an mich.“ Darum war es ihm ein Schmerz, als ſie eines Sonntags mit einer befreundeten Familie eine Schlittenfahrt machte, die ſie zwar nicht weit entführte, aber doch aus den Mauern heraus, zwiſchen denen er atmete und ſie ſonſt auch. Den Abend vorher war ſie bei ihm geweſen und früh um fünf Uhr, bevor man ſie zu der Partie abholte, hatte ſie ihm flüchtig eine beglückende Karte geſchrieben, auf der ſie ein Wort Mörikes wiederholte, das ſie

geſtern mit tiefen Blicken in ſeine Augen immer wieder geſprochen hatte. „Dunkel und ſtill,“ ſo lautete ihr Kärtchen, „dunkel und ſtill liegt die Nacht noch in den Straßen, der Mond ſcheint ganz hellblau, und ſchwer liegt der Schnee auf den Dächern. Ich bin hier allein beim Frühſtück. Eben beginnen die Straßenkehrer draußen ihr eintöniges Scharren. In einer Viertelſtunde fahre ich in den ſchönſten Wintermorgen hinaus. Dein blaues Auge ſteht, ein dunkler See, vor mir. Ich werde heut immer an dich denken. Guten Sonntag und tauſend Grüße und Küſſe. Deine Chloe.“ So ſehr Günthern dies Kärtchen tröſtete — das Gefühl des Getrenntſeins wuchs zu Unruhe und ſchließlich zu Angſt. Erſt als er abends in ihrem Zimmer Licht ſah und ſie alſo wieder daheim wußte, atmete er auf. Jetzt war ſie nicht mehr der Ferne und der Geſellſchaft fremder Menſchen anheimgegeben, ſondern der Hut ihres Stübchens, in dem alle Wände von ihm erzählten.

Dennoch drängte es ihn noch ſtärker als ſonſt, ſie bald zu ſehen, gleich als bedürfe er nach der inneren Haſt dieſes Sonntags nachträglich von ihr noch einer beſonderen Beruhigung. Acht Tage lang harrte er und war zuletzt ſo müde und mürbe von der Anſpannung des vergeblichen Wartens, daß er den nächſten Sonntag

im Bette liegen blieb. Als er zum letzten Male tagsüber hier gelegen hatte, da war ſie gekommen, darum glaubte er, es müſſe auch heute ſo ſein. Damals war violenſamten mit ſüßem Gefieder das Glück herabgeſunken im Flaum der Dämmerung. Günther weinte in Erinnerung daran, er weinte den halben Tag auf die Kiſſen, über die damals Chloes Haare duftend gehangen hatten. Noch fühlte er das Neigen ihres Schoßes herab auf ihn, wunderbar den neigenden Segen der Liebe, fühlte ihn mit ſtrömenden Tränen. Erſt mit der Dämmerung kam dem von Tränen Erſchöpften Ruhe und der neue Glaube: Noch heute wird ſie kommen. Er ſtand auf und ging mit großen, feierlichen Schritten durchs Zimmer, ſein Herz hing hoch in einer weiten, goldenen Stille, er ſchmückte und rüſtete es zum Empfang der Geliebten, behängte es mit den koſtbarſten Liebesgedanken, daß es ſchwer ihr entgegenſchwoll. Aber dann wurde es von neuen Zweifeln verwüſtet, und ſeine Hand zuckte an ſeiner Uhr und zog ſie hundertmal. Und in die fahle Leere des Zweifels und der Verlaſſenheit flüſterten die Erinnerungen hinein: Chloe war da, koſend umdrängte ihn hold und heimatlich die vertraute Nähe ihrer Glieder, Chloes Süßigkeit war um ihn mit Augen und Lippen, mit Worten ewiger Liebe. Er verſank in Glückes-

ohnmacht, er war bereit wie noch nie zuvor, er ſtreckte die Arme: Nun komm! Nun komm! Sein Herz war aufgetan. Tauſend Tücher ſchwenkte ſeine Sehnſucht ihr entgegen, ſchwang ſie, ließ ſie wogen, ließ ſie ſtürmen — Sein Blut durchſauſte ihn, er hatte die Empfindung von raſenden Rädern und von einem Pochen in den Adern wild und ungebärdig. Er zog ſeine Uhr: wenn ſie bis um ſieben nicht da war, konnte ſie nicht mehr kommen. Die Minuten fraßen an ſeinem Herzen, und der Zweifel ſtand ängſtig auf, erhob ſeine grauſen Geißeln und peitſchte Günthern. Und ob auch die Hoffnung alle Striemen lindernd küßte — er peitſchte ihn. Als nur noch eine kurze Friſt geblieben war, begannen Günthers Gedanken eine wirbelnde Hetze und ließen ihn fiebernd durchs Zimmer fliegen, bis ſie ihn auf der Schwelle verſteinerten, wo er ſtarr daſtand mit gereckten Armen und geweiteten Augen. Der erſte Schlag vom Kirchturm ſchlug ihn zu Boden.

Günther fiel in taubes Schwarz, in deſſen Tiefe ihn Froſt und Hitze ſchüttelten.

Am nächſten Morgen, nach einer Fiebernacht, fühlte er ſich todkrank. Da ſeine Wirtin verreiſt war und er niemanden zur Pflege hatte, ließ er ſich ins Krankenhaus bringen.

Zuerſt empfand er, betäubt vom Fieber oder

in der farbigen Verworrenheit überhitzter Träume, keine Qual der Gefangenschaft, ja sogar in klaren Augenblicken, wenn er sich erstaunt umblickte, hatte der öde Saal mit den vielen Betten nichts Schreckliches, denn sein erster Gedanke, der stets Chloe galt, warf eine Welle warmen Lichts, unter der er beseligt die müden Augen schloß. Doch als ihn das Fieber verlassen hatte und nüchterne Schwäche in seinen schlaffen Gliedern lag, schloß es sich wie Kerkermauern grau und düster um ihn, an denen seine Gedanken im Kreis entlang tappten, nach jedem Aufflug hart zurückgeworfen. Von Chloe kamen besorgte, tröstende Briefe, aber nur solche, die vom Vater gelesen waren, es schien sich ihr nicht ein einziges Mal Gelegenheit zu bieten, ihm heimlich schreiben zu können, nur kleine Blumen beizulegen, gelang ihr. Als seine Besserung begann, unterhielt sie ihn mit vielem Geplauder. Sie erzählte von den Faschingsfesten, auf die man sie in diesem Jahr zum ersten Male führte, und wie oft sie schon getanzt habe.

Günther genas, die Ärzte jedoch entließen ihn noch nicht, da die Gefahr eines Rückfalls zu groß war. Die ersten sonnigen Tage kamen, und der Vorfrühling beschwerte sein Blut mit einer wunden und süßen Unruhe. Erste Finkentriller ritzten sein Herz, und nachts lag Günther in

einem innerſten Drängen, das gor und anſchwoll. „So fliehen die Minuten, ſo fliehen die Tage und zuletzt die Monate. Und fliehen ſo nicht auch die Jahre? Chloe lebt, und Chloe atmet, ſie iſt ſchön und jung. Oh auch ich bin jung. Wohin aber wird unſere Jugend fliehen? Wir werden alt werden und ſterben. Nütze die Zeit, die Jahre fliehen. Lieber Gott, warum muß ich denn gefangen ſein?“

Einmal konnte er nachts nicht ſchlafen, denn ihm war plötzlich eingefallen, daß ſich Chloe von einem andern hatte küſſen laſſen. Die Eiferſucht ſpritzte ihr Gift in ihn hinein, ſodaß er Chloe deutlich in fremden Armen ſah. „Ich bin ja ein Gefeſſelter, der nichts hindern kann, der ausgeſtoßen iſt aus der Gemeinſchaft der Jugend, die kämpft, wirbt und liebt.“ Er ſtöhnte, und Qual warf ihn hin und her.

Einige Nächte ſpäter träumte er, Chloe ſei geſtorben. Er ſtand draußen und ſah das verhangene Fenſter, hinter dem beim Schein der Kerzen ihre Leiche lag. Faſt hätte man glauben können, drinnen feire man ein Feſt. Günther fuhr auf und ſprach Worte, die in keinem Zuſammenhang mit jenem Traum zu ſtehen ſchienen, ſprach flüſternd, aber mit dem Ausdruck zornigen Trotzes: „Wenn einmal ein einziger Augenblick kommt, in dem ich glühe und

du kalt bist, dann will ich nicht mehr leben."

Am nächsten Tage hatte draußen die Karnevalslust ihre Höhe erreicht und war mit vollen Wogen aus den Häusern in die Straßen gedrungen. Günther stand traurig am Fenster. Der Fasching schickte ihm aus der Ferne sein Tuten und Johlen und warf eine Handvoll Konfetti bis an seine Kerkermauern. Günther erwartete seine Wirtin, die von der Reise zurückgekehrt war und ihn heute besuchen wollte. Ihr könnte er ja, so fiel ihm ein, einen Brief mitgeben, den sie Chloe, wenn sie ihr einmal begegnete, überreichen würde. Er schrieb, und es hieß in seinem Brief: „In der verfluchten Abgeschiedenheit von allem Lebendigen bin ich so etwas wie ein Philister geworden und habe neulich, als mir einfiel, daß dich Karl geküßt hat, vor nachträglicher Eifersucht eine Nacht lang nicht schlafen können. Werde aber darum nicht irre an mir und meinen Worten, die ich dir sagte. Es ist ja nur die Einsamkeit und der üble Zwang, so ganz auf sich selbst angewiesen und, bei Nichtstun und Langeweile, der Grübelei und dem Spintisieren überlassen zu sein, daß ich ein wenig in solche Stimmung gekommen bin, „ein Stündlein wohl vor Tag". Vielleicht aber darf ich doch ein einziges ernstes Wort darüber

ſprechen, das ich auch damals nur verſchwiegen habe, weil wir uns ſo wenige Augenblicke ſahen, nämlich, daß du vorſichtig ſein mußt und bedenken ſollſt, wie leicht man einem Menſchen, der unglücklich liebt, Hoffnung machen kann, wodurch man ihn aber doch erſt recht dem Schmerze ausliefert. Und vielleicht darf ich dir auch noch ſagen, liebe, liebe Chloe: Es iſt gut, wenn du dein ſchnelles Blut etwas bewachſt, obwohl ja eine kleine Wallung für Fremdes gewiß nicht ſchlimm und eher liebenswürdig iſt. Wahrſcheinlich lachſt du mich jetzt aus, und wahrſcheinlich mit gutem Recht. Ach, wenn ich daran denke, wie ernſt du mir beichteteſt und wie du dich dann auszogſt, um dich nackt in meinen Blicken rein zu baden, dann weiß ich, daß alles gut iſt, und ich bebe innerlich vor Wonne.

Ich lebe ja nur in dir, meine Geliebte. Ich liebe dich mit einer Hingabe, die mich ſelbſt erſchrecken kann. Ich liebe nicht, wie oft Männer lieben, um der Liebe willen, um durch die Liebe mein Lebensgefühl zu ſteigern, um mich zu jedem Werke kräftiger zu fühlen und um mir die Welt ſchöner zu machen. Nein, denn alles, an dem ich jemals hing, iſt mir nichtig geworden, den Wert der Werke verſchmähe ich, und die Welt iſt für mich nicht mehr. Ich lebe nur in deiner Liebe, ein Wort von dir iſt mir die Welt, du

biſt mein Werk, wie ich dein Werk bin, ich lebe in der Schönheit jeder deiner Bewegungen, lebe nur der Anmut deines Leibes, und in der Erinnerung an eine einzelne deiner Liebkoſungen kann ich ſtaunend ohne Maß zerfließen.

Jetzt wird es Frühling, der erſte Frühling meines Lebens, in dem ich glücklich ſein werde. Im vorigen Frühling brach ich vor der lieben Frau eines Freundes zuſammen, die mich in rührendem Mitleiden in die Arme ſchloß und gütig hegte. Jetzt aber wird ein Frühling ſein, wo ich jedes Blättchen küſſen möchte und alles Feier iſt und Gebet. Und ich werde meinen ganzen Dank, daß mein Leben und ſeine große Sehnſucht endlich Erfüllung gefunden hat, mit Tränen auf deine Kinderſtirne legen."

So war Günther immer wieder voll Hoffnung und Zuverſicht. Er trug die ſchweren Wochen, ſo ſehr ſie ihn oft marterten, mit Kraft und Mut, wie nur ein Glücklicher Schweres trägt, und ſeine Heiterkeit durchſonnte die Krankenſtube. Seine Leidensgenoſſen ermunterte er durch fröhliche Einfälle und unterhielt ſie durch Erzählungen, auf die Intereſſen der Einzelnen ging er liebevoll ein und brachte alle oft genug durch ſeinen Übermut zum Lachen.

Und endlich war er völlig geheilt und endlich frei.

XII

Es war ein ſtrahlender Sonntag, als Günther das Krankenhaus verließ. In den kahlen Bäumen hingen die goldenen Träume von allem Kommenden ſo ſchwer und verheißungsvoll, daß die Träume genau ſo ſtolz und prunkend waren wie die volle Sommerwirklichkeit und daß ein ſolcher Tag der Erinnerung ſpäter im hellen Schmuck grünen Laubes erſcheint. Die Luft war rinnendes Licht, endlos durchperlt von Vogelliedern. Günther ſchritt im Triumph —: „Ich Geneſener! ſteige auf aus Totengrüften! ſteige immer wieder auf!“ und ſein Auge badete in Himmelsbläue. Er ſchritt über Raſen, auf dem ein Brodeln junger Säfte war in dampfenden Kräutern. Dann kam er in Straßen und ging durch warme Schichten von Gerüchen, doch ob dieſe aus Küchen drangen oder friſchen Gartenbeeten, aus Frühlingskleidern oder Tabakspfeifen, jeder Geruch hatte ein betuliches, anheimelndes Weſen. Jedes Ding war voller Wunder. Die Pflaſterſteine lebten, graue, kahle Mauern waren freundlich und friſch, und

die beſonnten Häuſer ſchienen ſich zu recken aus Winterhaft und Winterſchlaf.

Mit klopfendem Herzen erſtieg er zu Hauſe die Treppen. Auf ſeinem Zimmer ſtand ein Strauß Frühlingsblumen von Chloe und daneben lag ein Brief. „Mein Günther,“ ſo fing er an, „endlich komm ich dazu, dir das zu ſchreiben, was ſo lang mein Herz ſchwer machte. Wie ein Sünder ſteh ich wieder vor dir und bitte dich, meinem Herzen, das irregegangen war, zu verzeihen.“ Und ſie erzählte: „Es war ein Mädchen, das Chloe hieß,“ erzählte von einem jungen Mann, der ihre Hand gedrückt habe, und Chloe ſei zu ſchwach geweſen, ihm zu wehren, denn ſie habe ihn geliebt. „Doch Chloe war dennoch unglücklich: einen Menſchen wie Günther konnte ſie nicht verlieren, und das müßte ſie, wenn ſie den Anderen liebte. Sie kämpfte und wollte doch ihre Empfindungen nicht unterdrücken, ſie wollte Günther nicht gezwungen lieben. Da ſie nun glaubte, ſie liebe ihn nicht mehr, fühlte ſie ſich ſchlecht und unglücklich. Sie kam oft in Geſellſchaft mit dem Andern zuſammen, und wenn ſie allein waren, umarmten und küßten ſie ſich heiß. So gingen Tage und Wochen, Faſtnacht war vorbei und nun ſollte es aufhören, denn alles war ein Faſchingsſpiel geweſen. Jetzt kam es über Chloe: ſie ſah, was ſie getan hatte,

Günthers Liebe rührte ſie; aber was ſollte ſie tun, ſie konnte ihn nicht mehr ſo lieben wie früher. Sie litt ſchwer, und bange Träume ließen ihr keine Ruh. Ihr Leben lag zitternd in ihrer Hand, ſie durfte die Hand nur zumachen, und das Leben war tot, und alles wäre vorbei geweſen. Doch mit einmal kam es, und ihr Herz begann zu pochen, und ein Sehnen fühlte ſie, und ihr Körper zitterte. Sie liebte Günther, ſie konnte ihn wieder lieben, er war doch der einzige Menſch von allen, der ſie kannte und dem ſie alles geben wollte. Sie fühlte Glück und Sehnſucht, Sehnſucht, wie in den erſten Tagen, und ihr Körper bebte vor Verlangen nach ſeinen Küſſen. Oh würde es nur immer ſo bleiben und würd ihr Herz ſich nie mehr verirren. Schon einmal hatte ſie gefehlt, doch Günther hatte ihr verziehen. Drum ſagt ſie ihm auch heute alles. — Darf ich dich noch lieben, nachdem ich deine Liebe ſo beleidigt habe? Oh Geliebter, verzeih deiner Chloe. In jeder Minute bin ich bei dir und in Gedanken lieg ich wieder an deinem Körper. O mein Geliebter, ich bin ganz dein, mein Körper ſchmachtet nach deinem Mund. Verzeih deiner Geliebten. Ich ſchlafe keine Nacht mehr vor Liebe zu dir, alle Nerven tanzen. Ich träume von dir und träume ſo ſchön und fühle dich und wach auf und die ſchönſten Gefühle

sausen noch lange fort und mein Körper liegt schmachtend auf den Kissen und die Begierde wird nicht gestillt. So zeigt ich mich nur dir, wenn alle Saiten klangen und ich auf deinem Bett lag. O Lieb, wie war das schön. Wäre ich erst einige Jahre älter, dann käm ich zu dir und würd sagen: Komm, nimm alles, alles, und gib mir alles. Aber so kann ich dir nur Küsse geben und deine herrlichen Küsse wieder empfangen. Doch noch mehr können wir uns geben und uns dadurch eine schönere Welt schaffen. Ich kann nicht mehr weiter schreiben, meine Gefühle werden aufgepeitscht und bleiben unbefriedigt. Mein Herz, hab mich lieb, sei nicht bös. Ich liebe dich. Ich sehne mich nach dir. In ganzer Hingebung bis zum Tode deine Chloe."

Günthers Brust stieß ein Schluchzen, während seine Augen trocken blieben. Über sein Haupt strich ein Duft hin, ein herber Duft aus den Tränengärten früherer Einsamkeit. „Bist du ein Gruß? Soll ich wiederkommen? Dunkel sind die Blumen, Einsamkeit, in deinen Gärten, ragende Gletscher schicken eisiges Wehen, aber Lieder heben sich aus dem Herzen mit blutenden Flügeln auf und finden Gott."

Er schrieb auf einen winzigen Zettel: „Ich bin zu Hause und warte auf dich" und schickte seine Wirtin fort, damit sie Chloe um ein Buch

bäte und ihr dieſen Zettel heimlich in die Hand drückte.

Er ging hinab auf die Straße und wartete. Über der Welt und ihrem Frühling ſtand ſieghaft leuchtend das große Geſtirn. Die Menſchen wogten wie im Rauſch durch die Lichtwellen des Nachmittags. Günther wartete, ſeine Blicke drangen ſpähend in den Schwarm der Spaziergänger. Endlich kam Chloe. Sie trug ihr rotes Hängekleid, in dem er ſie zuerſt geſehen und kennen gelernt hatte, und einen breiten Strohhut. Sie begrüßten ſich ernſt, und Günther ſagte: „Siehſt du nun, wie recht ich in meinem Brief hatte? Aber ich warnte dich zu ſpät.“ Schweigend erſtiegen ſie die Treppe, nur als Chloe fragte: „Biſt du mir böſe?“ antwortete Günther: „Nein, warum ſollte ich dir böſe ſein?“

In ſeinem Zimmer ſank ſie aufs Bett und ſaß mit bebenden Gliedern, in denen Begierde ſchmachtend brannte. Sie war ſchmal geworden und ihr Geſicht bleich und voll Gram. Aber Günther wehrte den Armen ab, die ſich um ihn werfen wollten, und nahm, vor ihr ſtehend, nur ihre Hände. „Chloe, es war ſo leicht, mich zu betrügen, während ich krank zwiſchen fremden Wänden lag. O, aber ich habe es gewußt. Meine Eiferſucht auf Karl war unbewußte Eiferſucht auf den Andern. Als ich nicht ſchlafen

konnte, da hielteſt du die Hand jenes Andern, und als ich träumte, du ſeieſt geſtorben, da küßteſt du ihn auf einem frohen Feſt und mir warſt du geſtorben." Und in Chloes Schluchzen hinein: „Warum läßt du mich nicht einſam? Meinſt du, ich ſei arm geweſen früher, als ich allein war? Oh, ich hatte meine Kunſt und war ein Herr großer Welten. Aber ich warf ſie von mir wie Unrat, um dich zu haben. Und ſo lohnſt du mir das?" Chloes Glieder ſchlotterten, und ein Jammer von Tränen brach über ſie. „Ich ſchlafe keine Nacht mehr," ſchluchzte ſie, „vor Qual und Reue." Da warf ſich Günther über ſie hin: „Oh weine nicht, Chloe. Nur nicht weinen, flehe ich. Ich kann dich nicht weinen ſehen." Und im Übermaß aufſteigender Liebe, ſodaß ſie, als ſie das fühlte, noch ſchluchzend ihr Kleid aufriß: „Ja, Lieb, ja komm. Ich liebe dich, ich kann nicht anders. Was ſoll denn alles?" Und aus dem niederwehenden Flor ihres roten Kinderkleides drang ein Duft wie aus den Wäldern von Edental . . . „Komm, ganz, komm, ganz," rief Chloe, „ſo nimm mich doch, nimm alles." Aber er tat das nicht, ein Augenblick des Schreckens und der Klarheit hielt ihn zurück. Und dennoch kam die Größe aller Wonnen über die beiden, die ſich mit Händen und im Krampf reibender und verklammerter

Glieder groß befreiten. Chloe warf mit Stöhnen ihr blutiges Herz in die Wogen ihres Körpers, mit denen sie Günther hoch emporschleuderte; sie mischte der Lust verschwenderisch ihre Schmerzen, und in einer Hingabe, die Todesgrauen weckte, riß sich aus tiefsten Tiefen der Reichtum unergründlicher Weibseele los, sodaß in den Stößen von Chloes Körper der bittere Geruch wilder Nesseln schwoll . . .

Während sie dann lagen in einer lächelnden Müdigkeit, in der sich ihre Seelen innighold zusammenschmiegten wie ein Paar Turteltauben, sprach Günther: „O Geliebte, sei der Güte würdig, die für dich aus meinem Herzen quillt. Ich meine immer, wenn es irgend etwas gibt, was gut machen kann, was Schuld und Irrung löst und sühnt, so ist es eine alles verstehende Güte. Sieh, daß ich nicht meine Faust und meine Stimme erhoben habe vor deiner Schuld, das ist nicht Schwäche. Es muß doch endlich Menschen geben, die nicht mehr in Zorn und Eifer zerstören, sondern die die Kraft haben, zu heilen und zu halten."

Später, indessen sie sich warm und zart an ihn kauerte wie in schüchterner Demut kindlich vertrauender Hingabe, sagte er: „Und du hast mir das antun können? Dieses süße, kleine Geschöpf tut mir wirklich so weh? Dieser Mund,

der für mich glüht und frisch und unberührt erglänzt, hat wirklich einen Andern geküßt?“ Er schüttelte ungläubig den Kopf und strich sich einen wirren Traum von erstaunter Stirn.

Dann klang irgendwoher aus dem Hause gedämpft ein Klavier, und Chloe stand neben dem Bett, auf dem Günther noch lag, und ihre Stimme trauerte . . . „Wie kannst du mich denn lieben? Ich bin ja klein und nichtswürdig, ich bin schwach und arm. Was kann ich dir denn sein?“ Weich umblühte sie rotes Licht, das die Sonne durch die Fenstervorhänge warf. Und die „Kleine und Nichtswürdige, Schwache und Arme“ stand wie ein schönster Traum — ein helles Rinnen um die klingenden Linien von Hals und Schultern, die jungen Brüste waren ein seliges Knospen im Licht, Licht wob um die Muskeln unter ihnen, die lebendige und starke Formen hatten, wie bei den marmornen Körpern edelster Venusbilder; warme Schatten ruhten auf dem matten Elfenbein der kräftig-zarten Schenkel und spielten wohlig in dunklem, zärtlichem Flaum . . . Bewundernd und mit dem Jubel der Liebe hob sich Günthers Seele im schlanken Aufstieg dieses Leibes zu der Schönheit des Gesichtes, das jetzt geneigt trauerte, empfand die Lieblichkeit seines vollen Ovals und der niedrigen, schwarz umschmiegten Stirne, die schwere Reife

dieſes üppigen und wunderbar geſchwungenen Mundes und wie die Seele ſolcher Augen glühend dunkelte, fühlte tief den raſſigen Stolz des Profils, die offene Menſchenfreiheit ſeiner groß ausladenden, kühn und kraftvoll geſchnittenen Linie. Das alles war höchſter Ausdruck in ſtetem Wechſel, Leidenſchaft und Ruhe, Größe und Anmut, Demut und Stolz, Kind und Weib, Junge und Madonna, Kraft und Milde, Wildheit und Güte, und doch das rechte Köpfchen eines kleinen Mädels . . . „Herrliche!“ rief er und zog ſie ſtürmiſch an ſich, „wie kannſt du ſo ſprechen, du biſt mir alles. Aber eiferſüchtig bin ich, eiferſüchtig, und ſeit heute weiß ich, daß der nicht liebt, der nicht eiferſüchtig iſt. Ich leide, o ich leide unter dem Geſchehenen, und du mußt viel wieder gut machen.“

Und kurz darauf lächelte er ſchon wieder, als ſie ſich mit ſtummem Eifer und reizend geſchäftigem Ernſt anzog.

Der Abſchied ließ Chloes Herz bluten. „Brauchte ich nur nicht immer fortzugehen. Das iſt zu grauſam und unnatürlich. Das kann ich nicht lang mehr tragen.“ Aber mit dem letzten Kuß ernſt und feſt: „Ich bin mit jedem Gedanken bei dir.“

XIII

Kann es wirklich wieder gut gemacht werden, dachte Günther, was Chloe mir angetan hat? Ihre Liebe, und wenn ſie auch jetzt wieder ſo ſtark iſt wie je, wird immer eine Liebe bleiben, die irre werden und fehlgehen konnte, ja, die einmal kalt war und abgewandt. Nie mehr kann ich ſprechen: Deine Treue wankte nie und deine Liebe verließ mich keinen Augenblick. Alſo muß ein dunkler Fleck bleiben, der nicht auszulöſchen iſt. Oder ſoll ich das Geſchehene leicht nehmen und meine Anſprüche herabdrücken? Soll ich unter einem Achſelzucken „So ſind die Weiber“ Bitterkeit verbergen? Dann will ich lieber einſam ſein. Dieſe Gedanken ſchrieb er Chloe und er forderte ſie auf, ſich ſtets von neuem mit größtem Ernſt zu prüfen. „Ich kann nicht wieder ganz glauben, daß du mich liebſt. Liebteſt du mich, ſo hätteſt du einen Ekel empfinden müſſen vor der Berührung eines fremden Menſchen. Du biſt verliebt in mich, ſo verliebt, wie du noch niemals warſt, und da du außer deinem großen

Sinnenrauſch auch noch tiefe Verehrung für mich fühlſt und ſchönſtes Vertrauen, verwechſelſt du ſolche Empfindungen mit Liebe.“ Dann ließ er Worte völlig anderer Art folgen, in denen er ſich kleingläubig und häßlich mißtrauiſch ſchalt. „Prüfe dich, prüfe dich ernſt und ehrlich,“ ſchloß er, „lies dieſen Brief täglich mehrere Male, laß dich nicht täuſchen durch die Glut, die in dir für mich brennt und die dennoch nicht Liebe zu ſein braucht, und nur wenn du all den Zweifeln, die meine Worte in dir wecken, all den Zweifeln an dir ſelber und deiner Liebe ſtandhältſt, wirſt du mir zurückgegeben ſein. Wir müſſen das Schwere, das deine Schuld zur Folge hat, gemeinſam ehrlich durchfechten mit tauſend Schmerzen. Ach heile mein krankes Herz, wenn du es kannſt.“

Oft auch ſah er alles anders an. Sie hatte, wie er von ihr wußte, jenen jungen Mann bei der damaligen Schlittenfahrt kennen gelernt. Beim Frühſtück hatte ſie an Günther geſchrieben: „Dein blaues Auge ſteht, ein dunkler See, vor mir“, während der Morgenmond ſchien auf ſchwer beſchneite Dächer und das eintönige Scharren der Straßenkehrer draußen begann. Dann war ſie in den Sonntag hinausgefahren, Sehnſucht im Blut und das Herz voller Liebe. Und ein junger Mann hatte verſtohlen ihre Hand gedrückt, und ihr, die von zärtlichen Erinnerungen wohlig durch-

floſſen war, hatte das gut getan. War das nicht ſchön und liebenswürdig? Sie hatte den jungen Mann wiedergeſehen in dem ihr neuen und verwirrenden Rauſch erſter Feſte. Sie fühlte ſich bewundert und geſchmeichelt, im Taumel übermütiger Faſchingstänze, und dabei ihrer Liebe zu Günther ſo feſt und ſicher. Lieber Gott, war es ein Wunder, daß ſie geküßt hatte? Harmlos, mit geſchloſſenen Lippen, ſo hatte ſie es ihm genau gebeichtet. „Chloe liebte den Andern," ſo lautete es in ihrem Brief. „Liebe" nannte ſie mit dem Mut heiliger Ehrlichkeit den kurzen Rauſch, um lieber viel zu viel als etwas zu wenig zu ſagen.

Von Chloe kam eine Antwort: „Mein Geliebter! Warum liebſt du ein Weſen, das dir ſo weh tat, ein Weſen, das noch Kind war und das doch nichts iſt. Günther, ich möcht dir ſagen: Verſtoße mich, aber nein, ich kann nicht. Ich flehe dich vielmehr an, mich zu lieben, ſo gut ich auch weiß, daß ich deiner Liebe nicht mehr wert bin. Es wird mir immer mehr zur Wahrheit, was ich tat, und alles iſt mir rätſelhaft und macht mich immer unglücklicher. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Ich frage mich: Iſt es Liebe oder bloßes Verliebtſein? Aber es iſt doch Liebe, ſonſt wär ich nicht zu dir gekommen und hätt dir gebeichtet.

Und ſieh, du glaubſt mir nicht. Aber wie die Sache mit Karl war, wie zeigte ſich doch da meine Liebe, denn Karl verſuchte mit jeder Gewalt, mich an ſich zu reißen, aber ich empfand ein Grauen und ſtieß ihn kalt zurück und dann kam ich zu dir und erzählte alles.

Aber ich war ein Kind, auch da noch, ich war noch ein Kind, bis neulich, doch plötzlich bin ich getrennt von meiner Kindheit. Klar ſchien die Sonne in meinen Kindertagen, dann kamen Wolken und das Kind verlor ſich im Nebel. Doch die Sonne ſcheint wieder, und das Kind, das noch im Nebel den rechten Weg wiederfand, lacht der Sonne entgegen. Doch es iſt nicht das Kind von früher, das unbeſonnen in den lichten Sonnenſtrahl ſprang und nahm, was da kam. Sondern es wird jetzt beſonnen ſeine Wege gehen und den Wagen ſeines Schickſals vorſichtig lenken, vor allen Steinen einen großen Umweg machen, daß nicht der Wagen zerbricht und das Weſen mit blutenden Füßen halbtot am Ziel ankommt. Jetzt nach dem Nebel genießt es die Sonne viel mehr und hängt mit größerem Vertrauen denn je an ihr; doch kommt ein Abhang und die Sonne entzieht ihm ihre Wärme und die goldenen Strahlen, dann ſtürzt das Weſen in die Tiefe und nie wird die Sonne es mehr vom Schmutz reinigen. Meine Sonne, entzieh mir deine Liebe

nicht. Du ſollſt mir wieder vertrauen, alle deine Zweifel ſage mir, wir müſſen beide leiden, keins weniger. Sieh, Günther, das iſt Liebe, daß ich kämpfe. Wär es bloße Verliebtheit, tät ich das doch nicht, ich ließ alles liegen und würd Liebe bei andern ſuchen. Aber ſie ſind mir eine Wonne, dieſe Kämpfe, ſie bringen mir immer näher, wie ſchlecht ich war. Ich mach dir keine Verſprechungen, aber du ſollſt ſehen, wie die Sonne rein macht. Ich will alles tun, um mit der Zeit alle Zweifel in dir auszulöſchen. Ich bin unglücklich, und zwar aus tiefſter Seele. Aber du ſollſt dich nicht nach Einſamkeit ſehnen und dich nicht ausgeſtoßen fühlen. Wenn ich dir auch dieſe Schmerzen machte — willſt du Einſamkeit, ſo denkſt du nicht an mich. Soll mein Leben mit meiner Kindheit enden? Soll ich nie den erwachſenen Teil meines Lebens kennen lernen? Wir haben Luſt und Freud zuſammen getragen und wollen jetzt auch Leid teilen. Denn dieſes Leid, was wir einander zufügten, iſt größer als jenes, das uns zugefügt wird, und ſchwerer zu tragen, doch bindet es mehr. Meine Kindheit iſt vorbei, und jetzt beginnt ein reiferes Leben.

Mein Leben, ich komm, ſobald es möglich iſt. Du weißt ja, daß ich alles aufwende, um in deine Arme zu eilen. Und ſage mir alles, was dich drückt, nur ſo wird es leichter zu tragen.

Ich liebe dich aus tiefſtem Herzen, mit ganzer Seele. Bis zum Tode deine Chloe."

Erſchüttert hielt Günther den Brief in Händen: er glaubte. Das waren größte Gewalten der Liebe, die dieſem Kinde ſolche Worte eingaben, Worte, die ihrem Alter nicht zuzumuten und wie ſie in früheren Briefen nicht zu finden waren. Schmerz und Kampf hatten ſie über Nacht gereift und das Licht der Liebe ihr wunderbar Geiſt und Herz erhellt.

Er vermochte nur mit geſchriebenen Worten hart gegen Chloe zu ſein. Wenn ſie kam, wurde ſein Herz von ihrem Anblick weich, und der Zauber ihrer Zärtlichkeit verſcheuchte den kleinſten Zweifel. Sie aber litt in Selbſtqual und züchtigte ſich, ſeinem Befehle gehorſam. „Ich leſe immer und immer wieder," ſo hieß es in einem kurzen Billet, „deinen Brief durch, und er tut mir ſo weh, ſo entſetzlich hart liegt er mir im Herzen. Wie kannſt du nur an eine Verliebtheit denken und nicht an echte Liebe. Das kann ich nicht faſſen." Und noch ſpäter ſchrieb ſie: „Ich freu mich deiner Liebe, nur ſchmerzt mich, daß du nicht an meine glaubſt. Es iſt nichts ſchrecklicher als Mißtrauen in einer Liebe."

So war die erſte Woche eine Schmerzenswoche, wenn auch oft ſchon ein neues Glück über ihr lag, jenes einzige Glück zweier, die ſich

wiederfanden. Am nächſten Sonntag, an dem beide des vorigen beſonders lebhaft gedachten, konnte Chloe nicht zu Günther kommen. Sie ſaß mit blaſſem Geſicht daheim auf ihrem Stübchen, einen Brief an ihn immer wieder unterbrechend. Schwach war ſie und umſchleiert von den geheimen Empfindungen ihrer Mädchenkrankheit . . . Es durchſchauerte, ihr unbewußt, das ewige Geſetz der Natur ihren Körper, welches ſchon den jungfräulichen Leib an ſeine mütterliche Beſtimmung mit frühen Schmerzen mahnt, daß er ein heiliges Werkzeug iſt des großen ſchöpferiſchen Geiſtes. Schwermut überſchattete Chloe, und ausbrechende Sehnſucht waltete dunkel im Blut . . .

Aber das ſchmerzliche Geheimnis ihres Leibes machte nicht nur müde, es ſteigerte auch verborgenſte Triebe, ganz dem Weibe eigene, zu Erregung und Rauſch. Sie ſtand auf und ging an den Kleiderſchrank. Sie kleidete ſich in ein orientaliſches Koſtüm und begann ein gemeſſenes Schreiten in feierlichen Takten. Eine Menge von Zuſchauern ſah ſie — o, zur Bühne wollte ſie, Macht haben, wirken! Die Seide kniſterte unter den Bewegungen einer Katze, weichen und runden Bewegungen, die ſich duckten, die zurückhielten, um geſchmeidig aufzuſchnellen und mit glanzvoll gelöſten Gliedern weite, geſchwungene Wellen zu werfen. Darauf beherrſchte ſie ſich in den mannig-

fachſten ſtrengen Poſen, die alsbald wieder zergingen zu einem ſanften, ſchmeichelnden Wiegen oder im tänzelnden Schritt der ſchlanken Füße.

Seufzend ſank ſie auf einen Stuhl. Ihre Wünſche waren heut ſo irr in jähem Wechſel. Sie nahm die Feder. „Heut vor acht Tagen, wie ich da zu dir kam, wie mein Körper vor Verlangen nach dir bebte und du mir alles ſo klar ſagteſt. Ich fühlte Glück auf die Zukunft, Unglück über die Vergangenheit, Glück und Unglück in einem. Dann lagen wir in deinem Bett, und ſo wonnig preßten ſich unſere glühenden Körper zuſammen. Die Sonne ſchien durch die roten Vorhänge, und das Klavier im Haus klang ſo weich.“ Sie ſetzte ab. Jetzt begannen die Glocken zu läuten, und alles war ſo ſtill. Sie ſehnte ſich nach Menſchen oder nach Günther oder ans Meer . . . Oder wonach? Sie wußte nicht, was ſie wollte. O, es war ſchrecklich, daß ſie es nicht wußte. Sie drückte beide Hände in den Schoß. Es war ein leiſes, weiches Rinnen, das müde machte und empfindlich, das Launen wecken wollte oder Tränen. „Was gäbe ich drum, würdeſt du mich auf den Schoß nehmen und ſtreicheln. Ich ſehne mich nach Liebe und bin ſo allein. Oh du, das Leben iſt leer ohne dich.“

Plötzlich wußte ſie, was ſie wollte: Ein

kleines Haus und darin ſie und Günther. Und ein kleines Kind. Aber gleich heute.

Sie holte ſich Nadel und Zwirn und begann zu flicken. Und auf ihrem Geſicht lag ein ſtilles Leuchten, denn ſie träumte, es ſei für ihr Kind.

Es klingelte, und Chloe ging zur Tür. Günthers Wirtin brachte das geliehene Buch zurück und ſteckte ihr einen Brief zu. Im Zimmer öffnete Chloe beglückt das Kuvert. Aber die Worte fielen marternd über ſie mit allen wiedererwachten Zweifeln und dem ganzen Mißtrauen. „Das Furchtbarſte iſt mir, wenn ich mich in die Stunden hineindenke, wo du den Andern küßteſt, daß die Erinnerung an mich für dich geweſen ſein muß wie die Erinnerung an trockenes, ſolides Hausbrot, während du in einer Feſtſpeiſe ſchwelgteſt. Der Fremde war lockend, war neu und voll Reiz — an *mich* gemahnte dich nur dein Gewiſſen. Jener war dir ein friſcher Genuß, aber ich Alltag und Notwendigkeit. Das iſt das Furchtbarſte.“

Tränen rannen über das Blatt in Chloes zitternder Hand.

XIV

Günther ſagte zu Chloe: „Du wirſt nur dann alles wieder gut machen, wenn du mich jetzt noch viel mehr liebſt als früher, wenn du deine Liebe verdoppelſt.“ Und ſie bettete ihn in Glück, mit rührender Hingabe ganz ihm dienend. Sie beſuchte ihn nun täglich, indem ſie tauſend Liſten und Lügen erfand, ſich daheim freizumachen, und aller Schliche kundig wurde, Gefahren trotzte und Vorſicht in den Wind ſchlug. Das heilte Günthers Herz, ſodaß ſein Mißtrauen ſich nur noch einmal erhob, da freilich auf herbe Art. Chloe hatte kindlich und ausgelaſſen vor ſeinem Spiegel getanzt. Als er ſie ſo vor ſeinen Augen flattern und gaukeln ſah, faßte er ihre Schultern, hielt ſie feſt und ſprach: „Es wird doch noch öfter vorkommen, daß du für einen andern glühſt.“ Sie jedoch lächelte, ergriff ſeine Hände und verſicherte ihm mit ruhigtreuem Blick: „Nein, Lieb, nie, nie. Das Geſchehene liegt ſo weit hinter mir, daß es mir nur noch als ein böſer Traum erſcheint. Ich bin

durch Schmerzen seither eine andere geworden und kann nicht wieder abirren aus deiner Liebe." Er aber entgegnete bitter: „Laß solche Schwüre. Ich habe dich kennen gelernt. So bist du, so und nicht anders. Und was einmal geschah, wird öfter geschehen. Ich muß mich darein fügen." In Chloes Augen kam der Ausdruck eines prickelnden, halb schaurig-ängstlichen, halb wohligen Gefühls: „Dann wäre ich ja schlecht?!" „O nein, du bist nicht schlecht. Du bist nur einmal so beschaffen, wie ich sagte, und warum sollte man das schlecht nennen?" In Chloe wurde eine Erkenntnis wach: „Sieh, Günther, so ist es mit mir. Mit dir könnte ich im Walde leben, völlig einsam, auch auf einer Dachkammer, in Armut und Niedrigkeit. Müßte oder wollte ich aber mit einem andern leben, so brauchte ich Reichtum, schöne Kleider, viel Unterhaltung und viel Zerstreuung."

Ein wenig später, in einem Taumel von Liebe, sank er vor ihr nieder und stammelte: „Ich werde niemals von dir lassen können, so bist du mir ins Herz gewachsen. Und wenn du mich nicht mehr liebtest, ich müßte dir nachlaufen, oder nein, ich würde dein Freund sein, ewig dein Freund." Denn in ihm stieg das große, letzte Liebesbewußtsein auf, welches von Anfang schon durch heilige Vorbestimmung als Keim besteht.

aber erſt in tauſend Stürmen der Sinne und in gemeinſamen Freuden und Nöten mächtig wächſt und ehern bindet, das Bewußtſein der Schweſter- und Brüderſchaft; doch hatte er im Tumult der Sekunde nur das eine Wort: Freund.

An dieſes Wort „Freund“ klammerte ſich Chloe. Denn ſie, die nach Qualen der Reue und Selbſtkaſteiung täglich gefährdet und gehetzt zu Günther lief und, durch ihn ſelbſt dazu angetrieben, alles, was ſie an Liebe hatte, nicht froh und zuverſichtlich verſchenkte, ſondern gewaltſam ihrem Herzen entriß, fühlte ihren allzu jungen Leib ermüden und wünſchte ihm und ihrer Seele öfters Ruhe. Und noch andere, tiefere Bedürfniſſe und Anſprüche traten hinzu. Sie ſah den Geliebten, wenn ſie kam, manchmal über der Arbeit ſitzen, in Bücher und Manuſkripte vertieft. Sie hätte teilnehmen mögen an allem, was da ſeinen Geiſt bewegte. Er aber hätte ſie bei ihrem Alter in ſolche Gegenſtände noch nicht ganz einführen können, auch vermochte er im Augenblick nichts anderes, als ſich nach langen Jahren der Reflexion und nur zu geiſtiger Leiden im Bad der Sinne zu reinigen und zu kräftigen, während Chloe, bisher ganz mit den Sinnen lebend, nach dem Entgegengeſetzten bedürftig war. So ſtanden die beiden, zwar eins durch Liebe, dennoch an völlig verſchiedenen Punkten ihrer

menſchlichen Entwicklung. Die flüchtigen Minuten, die ſie zuſammen lebten, ließen ſich nicht zu Geſprächen anwenden, daher kam es, daß die beiden Liebenden, denen noch nie längere gemeinſame Stunden beſchieden geweſen waren, ſich niemals ſo recht ausgeſprochen hatten und auch jetzt nur der ſo viel ſtärkeren Stimme des Blutes gehorchten. Wenn Günther trotzdem einmal Zuſammenhängendes redete über ernſte Dinge, über Erlebniſſe ſeiner früheren Tage, über Kunſt oder über ſeine Art, Welt und Menſchheit zu ſehen, dann hing Chloe an ſeinen Lippen rufend: „Sprich weiter, Lieb, ſprich immer mehr. Stundenlang möchte ich dir zuhören.“

Oft ſetzte ſie ſich neben ihn und ſagte; „Komm, jetzt einmal nicht liebhaben, diesmal wollen wir nur miteinander reden.“ Er tat ihr zu Willen, kam aber zuletzt ſtets auf ſeine Liebe und pries Chloe überſchwenglich, daß jede ihrer Gebärden ihn entzücke, daß ihr kleiner Finger, wenn er ihn ſtreife, alle Flammen ſeines Herzens in Wallung bringe, und er zog ſie mit der Macht ſeiner Worte heran. Schon brannten ihre Augen dunkel, ſchon hauchte ein Rot über die Teeroſenfarbe ihres Geſichts, ſchon ging ihr Atem ſchnell und ſtieß ſchließlich heiß und ſchwer ſeine Stirn, während ihr Leib glühend über ihn kam mit den verſtohlenen und glatten Bewegungen

eines Panthers und ſeiner verhalten geſchmeidigen Kraft. Dann begannen auch ihre Worte zu ſtreicheln, und ihre Stimme, dieſe mit allen Fähigkeiten begnadete Stimme, die ſatt an tiefen und üppigen Klängen war und wiederum wie ein Brünnlein plätſcherte oder zärtlich ſpielte mit Kinderlauten und Vogeltönen, die herriſch ſein konnte, ja oft hart war und rauh, doch meiſt in offener Sinnlichkeit klar und voll, kraute nun ſchmeichleriſch wie mit Händen und blitzte in traumverlorener Wolluſt.

Sie atmeten zuſammen — Das war ihr höchſtes Gefühl, ihren Atem zuſammenſtrömen zu laſſen, jedes trank den Hauch aus dem Munde des andern, Hauch verbündete ſich mit Hauch, in myſtiſcher Vermählung floß Weſen in Weſen, Seele und Seele atmeten Hochzeit.

Einmal war Chloes erſtes Wort, als ſie eintrat: „Wie werden wir denn ſpäter unſere Kinder nennen?“ Die Frage bewegte ſie ſehr, und ſie ſann mit Ernſt und Eifer auf ſchöne Namen. „O Günther, werden wir denn auch bald Mann und Frau?“ Sie malten ſich das aus, und da eben Günthers Eſſen von ſeiner Wirtin hereingetragen war, bat Chloe ihn ein paar Biſſen zu nehmen. Sie ſah ihm ergriffen zu: „So werde ich dich täglich eſſen ſehen, und manchmal werde ich dir etwas in den Mund ſtecken und du mir. Das wird

uns glücklich machen.“ Sie ſtand auf ſank über ſein Bett und küßte leidenſchaftlich Kiſſen und Decken. „Und zuſammen ſchlafen werden wir. Das Schlafen in deinen Armen denke ich mir oft noch ſchöner als alle Zärtlichkeiten.“

Groß war das Glück und groß leuchtete die Liebe und ihre Seligkeit. Günther und Chloe ſtellten ſich umſchlungen vor den Spiegel, berauſcht, wie ſchön ſie waren. „Ja,“ rief Günther, „ſollen wir uns nicht berauſchen? Wir ſind ſchön, herrlich und jung, wir prangen in Liebe. Alles iſt gut, Chloe. Ich habe vergeſſen, was Übles geſchah, und ſei du nicht traurig, wenn wir uns noch nicht richtig gehören. Was uns zu allem das Recht gibt, iſt, daß wir jung ſind und uns verſchwenden können. Wir ſind ja hoch erhoben, hier auf meiner Stube über den Dächern pfeifen wir auf das, was drunten liegt.“ Sie fielen ſich ſtürmiſch an und taten ihrer Sehnſucht Genüge. „O niemals, niemals noch,“ jubelte Günther, „war ich in meinen Müdigkeiten ſatt. Ich bin tief von deinem Leib erfriſcht, als hätte ich im Walde von einer Quelle getrunken.“ Und Chloe rief, wie ſchon tauſendmal, den ſtolzeſten Triumph: „Noch nie haben ſich zwei Menſchen ſo geliebt.“ Sie fügte hinzu: „Wie iſt es möglich, daß ich früher oft wochenlang mich nicht frei zu machen wußte? Jetzt ſinne

ich ſtündlich nur, wie ich zu dir kommen kann.“

Als es nun die nächſten Tage draußen in ſüßen Lüften und köſtlichem Geſang der Vögel immer mehr ſproß und knoſpete, da ſtrahlten ſich die Liebenden bräutlich an.

„Bei jedem Blättchen,“ ſagte Chloe, „denke ich an dich.“

Und Günther: „Du biſt mein Frühling.“

XV.

Die beiden Osterfeiertage, an denen Chloe ausblieb, brachten Günther mancherlei Gedanken. Es konnte mit der aufreizenden Hast und Hetze dieser heimlichen Besuche nicht so weiter gehen, denn das Glück der Verborgenheit würde ihnen sicherlich nicht viel länger mehr hold sein, und wenn sie bekannt wurden, mußten sie die schwersten Folgen haben. Darum war es notwendig, daß Günther jetzt handelte, daß er sich den Eltern wieder näherte und Chloe für sich beanspruchte, wobei er schlimmstenfalls alles bisher hinter ihrem Rücken Geschehene aufdecken und dem Vater als seine eigene Schuld zur Last legen würde. Indem nun Günther den Erfolg solchen Handelns bei der gütigen und verständnisvollen Mutter und dem zwar widerspenstigen, aber doch frei denkenden Vater nicht bezweifelte, kam eine seltsame Schwermut über ihn. Er, dessen ganze Sehnsucht auf eine Vereinigung mit der Geliebten gerichtet war, scheute nun, wo sie Wahrheit werden sollte, mit einem Male leise davor zurück.

Es war nichts anderes als das Knabenhafte in ihm, dem Zwanzigjährigen, das ſich gegen den Ernſt der Ehe ſträubte. Aber auch der Gedanke an Chloe machte ihm zu ſchaffen. Gewiß erfaßte Chloe durch Liebe die ganze Tiefe ſeines Weſens, ſie war in einem halben Jahre erſtaunlich gereift, bei aller ihrer Kindlichkeit in vieler Hinſicht zum Weibe geworden und hatte die große Klugheit, ihm auch geiſtig Gefährtin zu werden. Doch hatte ſie alles nur von ihm, und wie ſehr ſie ſich auch, in Hingebung, ihn und ſein Leben zu eigen machte — würde er es nicht einmal als einen Mangel empfinden, daß ſie, die gleich aus der Unbewußtheit und Unſchuld der Kindertage in ſeine Welt getreten war, niemals in Einſamkeit ein eigenes Leben geführt, niemals ſelbſtändig Schmerzen gelitten, ſelbſtändig mit allen Gewalten ihres Herzens gerungen hatte?

Solche Sorgen bedrückten ihn, aber er hoffte, Chloes Gegenwart werde die trüben Gedanken gleich verſcheuchen, wenn ſie am Tage nach dem Feſt wiederkäme. Bis dahin war ſein Sehnen nach ihr ſo gewachſen, als ſei ſie wochenlang fern geweſen. Er ſtand mittags, ſeine Pfeife rauchend, an der Treppe und ſchaute erwartend zwiſchen den Geländern durch alle Stockwerke hinab, froh und zuverſichtlich, denn ſie hatte ihm ihren Beſuch beſtimmt verſprochen. Das lockige

Töchterchen ſeiner Wirtin ſpielte munter auf den Stufen, lief hinab und krähte vor Vergnügen, weil ſie Günther ſo hoch da droben ſehen konnte. Er verſteckte ſich manchmal und ließ dann plötzlich ſeinen Kopf wieder auftauchen, worüber das Kind ein frohes Gelächter anſtimmte. So verging ihm die Zeit ſchnell und luſtig, und ehe er's gedacht, ſah er drunten Chloes großen Strohhut und ihre hellblaue Bluſe.

Er lief ihr ein paar Schritte entgegen. Sie gab ihm haſtig die Hand: „Komm, Günther, gehen wir ſofort ins Zimmer, ich muß mit dir ſprechen."

Und im Zimmer: „Günther, ich will gleich die Wahrheit ſagen, ich liebe dich nicht mehr. Ich liebe einen andern."

Da ſtürzte er, gell aufſchreiend, mit geknickten Gliedern zu Boden.

„Günther," rief Chloe und hatte eine fremde, rauhe Stimme, „beherrſche dich, ſteh auf. Du ſollteſt dich ſchämen. War das alſo eine Redensart, als du mir ſagteſt, du wollteſt ſofort wiſſen, wenn ich einmal einen andern liebte, und du würdeſt dann mein Freund ſein?"

Günther erſchrak ſo, daß er plötzlich klar wurde. Das war die furchtbare Art des Weibes, den Mann mit ſeiner eigenen Waffe zu vernichten. Auf ein Wort, das er im Übermaß der

Zärtlichkeit geſtammelt hatte, nur um ſeiner grenzenloſen Liebe Ausdruck zu geben, nagelte ſie ihn jetzt feſt, den Zuſammenhang, in dem er es geſprochen, ſpitzfindig und beſchränkt mißachtend.

„Wen liebſt du denn?“ fragte er kalt.

„Ach, du kennſt ihn nicht. Friedrich heißt er. Er war bei unſerem Oſterausflug mit dabei.“

„Chloe, aber ſag das eine: Was iſt denn da zwiſchen euch paſſiert?“

Und ſie bewegte trotzig ihre ſchönen, über alles geliebten Lippen und ſagte nur: „Küſſe.“

„Haſt du ihn erſt jetzt kennen gelernt, Chloe?“

„Nein, ich kenne ihn ſchon lange. Früher mochte ich ihn nicht, doch jetzt gefällt er mir ausgezeichnet.“

Günther lachte bitter auf. „So, er gefällt dir ausgezeichnet. Gefiel ich dir auch ausgezeichnet? Darin beſteht wohl immer deine Liebe?“

Chloe ſtreckte ihm die Hand hin. „Leb wohl, ich muß jetzt gehen.“ Kalt, ſtreng, rauh ſagte ſie alles, als ſei ſie ein Menſch, keines Gefühles fähig.

Da brach Günther in Schluchzen aus. „O bleib, bleib. Meinſt du denn, das ſei Liebe? Und willſt du dich nicht prüfen, Chloe? Oh Chloe, man ändert doch nicht von heut auf morgen ſein ganzes Herz, du irrſt dich wieder,

wie du dich ſchon einmal geirrt, deine Täuſchung wird in wenigen Tagen vorüber ſein und du wirſt zu mir zurückkehren. Kein einziges Wörtchen werde ich dir ſagen, werde nicht wieder hart ſein und werde dir nur Gutes tun."

„Nein, Günther, diesmal iſt es etwas anderes wie im Faſching, etwas ganz anderes, etwas ſehr Ernſtes. Friedrich und ich, wir verſtehen uns, er verſteht meine Seele, wir haben ſo viel miteinander geſprochen . . ."

„Und du glaubſt," fiel er ein, „dieſe neue Liebe ſei von Dauer?"

„Nein," antwortete ſie mit einem Ausdruck von Selbſtverachtung, „ich weiß jetzt, daß ich flatterhaft bin, daß ich von einem Männerarm in den andern geraten werde."

„Und glaubſt du, daß du jetzt eine ſo ſchöne Zeit verleben wirſt wie mit mir?"

„Nein, das glaube ich nicht. Das kommt nie wieder."

„Und glaubſt du, daß er dir das geben kann, was ich dir gab, und daß du dich ihm hingeben kannſt wie mir?"

„Nein, mit dir erlebte ich meine ſchönſte und beſte Zeit. Und was ich dir gab, werde ich nie wieder einem andern geben. Und das will ich auch nicht. Es kommt auf die Seele an, und wir haben uns nur ſinnlich geliebt."

Er, in aufsteigender Hoffnung, wollte sie küssen. Sie aber stieß ihn heftig zurück: „Laß, ich kann dich nicht mehr küssen," und streckte ihm wieder die Hand hin, um Abschied zu nehmen. Da schluchzte er von neuem, diesmal bitterer als in seinem ganzen Leben: „Nicht einmal zum Abschied willst du mich küssen?" Und er bettelte: „Leg wenigstens noch einmal deine Arme um mich, oh, sei nicht so furchtbar grausam, ich bin ja völlig gebrochen und kann nicht mehr leben." Nun weinte Chloe auch, doch trocknete sie mit dem Taschentuch ihre Tränen. „Günther, sprich nicht so. Du wirst es überwinden."

Er darauf stolz sich aufrichtend: „Was ist denn schöner: ein Mensch, der nur einmal ganz lieben kann und an seiner Liebe zugrunde geht, oder einer, der sie überwindet, der sich erhält und öfter liebt?"

„Der sie überwindet," erwiderte Chloe, „und sich erhält."

„So redest du jetzt," rief er, „so hast du dich verändert? Und mit solchen Worten beginnst du eine neue Liebe? Mit Selbstverachtung? Ganz ohne Glauben? Spricht jemand, der liebt: Ich bin flatterhaft, ich werde nicht treu sein, ich habe meine schönsten Zeiten hinter mir?"

Sie ging darauf nicht ein, gleich als verstünde sie ihn garnicht, wie sie überhaupt allem, was

er ſprach, verſtändnislos gegenüberzuſtehen ſchien. Sie verhielt ſich, wie ſich ein ſechzehnjähriges, unreifes Kind zu einem Älteren verhält, deſſen Worten es nicht recht folgen kann. Aber ſie legte ihre Arme um den Schluchzenden und küßte ihn mit kalten, trockenen Lippen auf die Stirn. Er fühlte einen Körper, der ihm vertrauter war als ſeine eigene Seele und deſſen Duft nun, wo er fühllos war, doch tauſend alte Liebesworte flüſterte wie heiligſte Schwüre, auf die er baute wie auf Felſen.

Als er ſie dann vor ſich ſtehen ſah, von der er Abſchied nehmen mußte, war ihm, als ſolle er ein Stück ſeiner ſelbſt entlaſſen, die ſchweſterliche Schweſter, mit ihm verwurzelt und verwachſen von Anbeginn. So ſprach er denn (ſprach ohne Schluchzen, mit einer fernen Traumſtimme): „Jetzt ſollſt du erſt erfahren, wie ich dich liebe. Wenn ich dich anſehe, ſo iſt es, als ſähe ich nicht einen anderen Menſchen, nein, als ſähe ich mich ſelber vor mir ſtehen. Es gibt ja keine Trennung. Wir ſind verbunden durch tauſende geheimſte Fäden, die niemand trennen kann, auch wir nicht, auch du nicht. Über alle Zeiten gehen dieſe Fäden, über alle Schmerzen und Menſchenirrtum, geſponnen von Anbeginn und geknüpft an die Ewigkeit.“

Sie verſtand ihn nicht und blickte mit fremder Miene. Als ſie nun aber wieder zum Abſchied

drängte, flehte er um ein paar karge Minuten und mit bettelnden Händen um letzte Zärtlichkeit. „Oh daß du gehen mußt! Daß man ſich ſo losreißen muß! Daß ich mich nicht einmal ausbluten und ausweinen kann bei dir! Wie denkſt du dir denn das eigentlich?!“ Er weinte laut wie ein Kind. Sie ſtreichelte ſein Geſicht, unbewußt ſtreichelte ſie genau ſo wie in früheren ſüßeſten Augenblicken, indem ſie mit den Fingerſpitzen ſanft über die Härchen ſtrich . . . Dazu ſprach ſie ſonderbare Worte: „Unſere Herzen werden ſich ja noch immer gehören, aber unſere Seelen nicht.“ Und dann: „Günther, ich werde wiederkommen und dich beſuchen, denn ohne deine Freundſchaft kann ich ja nicht ſein.“ Zuletzt ſagte ſie: „Um eines möchte ich dich noch bitten. Jetzt, wo ich dich nicht mehr liebe, mach mich nicht ſchlecht bei andern.“ „Pfui!“ rief Günther, „pfui! O ſchäme dich. So kennſt du mich, ſo ſchätzeſt du mich ein!“ „Es kommt oft vor,“ gab ſie zur Antwort, „daß Liebe in Haß umſchlägt.“

Er weigerte ſich, ihr zum Abſchied die Hand zu geben. Er weigerte ſich hartnäckig. Er konnte es nicht, als ſei mit dieſem Handdruck erſt alles aus. Chloe aber, heftig und hart: „Günther, jetzt gibſt du mir die Hand. Nimm dich ein wenig zuſammen und gib mir die Hand.“

Er tat es und ſagte beſtimmt: „Lebe wohl. Aber ich bitte dich mich nicht mehr zu beſuchen. Nur wenn du mich einmal nötig haſt, dann komm. Aber nicht zu bald.“

Chloe ſchloß die Türe hinter ſich, und Günther war allein.

Seine Schweſter hielt ſich ſeit einiger Zeit in der Stadt auf und hatte wahrhaft teilgenommen an ſeinem Glück. Zu ihr wollte er. Sofort nahm er den Hut. Als er das Haus verließ, ſah er Chloe um die nächſte Straßenecke verſchwinden.

Mit einer dumpfen Leere im Herzen ging er vorwärts und war bald bei ſeiner Schweſter, die in der Nachbarſchaft wohnte.

„Es iſt alles, alles aus,“ rief er, „Chloe liebt einen andern,“ und brach zuſammen. Die junge Frau ſchloß ihn in die Arme und weinte mit ihm, faſt ſo bitterlich wie er. „Mein lieber, lieber Günther. Wenn euer Glück kein Glück war, was auf der Welt iſt dann Glück? Und wenn ihr euch nicht wiederfindet, welche Menſchen finden ſich dann jemals wieder? Vielleicht kommt ſie morgen zurück oder erſt in Jahren führt euch das Schickſal neu zuſammen. Oh, man muß ja an allem irre werden. Wo waren je zwei Menſchen, ſo ſich ähnlich und anverwandt wie ihr? Wenn man euch ſah, glaubte man an

Glück. Ihr erſchient wie ein Anfang neuer Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Weib, als ſei durch euch der Zwiſt und das Unglück vieler geſühnt und gut gemacht und als müßtet ihr ein Vorbild ſein und eine Verheißung."

Und als Troſt ſagte ſie ihm einen alten Vers:

„Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmütig,
Hoffnung zeigt ſich immerdar
Treu geſinnten Herzen gütig,
Hoffnung ſenket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund."

„Wo iſt wohl ein Mann wie du?" ſagte ſie, als er einige Worte über Chloe geſprochen hatte, und küßte ihn. „Mit keinem Laut klagſt du ſie an. Und doch, wer würde in ſolchen Schmerzen nicht ein Mädchen beſchimpfen und verfluchen? Aber du weißt nur das Edelſte zu ſagen über die, welche dir das antat."

Dann ſuchte ſie ihn nach beſten Kräften zu tröſten und aufzurichten, ſetzte ihm Speiſen vor und bat ihn liebreich, ſich zum Eſſen zu zwingen. Doch brachte er keinen Biſſen hinunter, ſein ganzer Körper ſträubte ſich dagegen, daß etwas zu ſeiner Entfaltung geſchehen ſollte.

Plötzlich fiel Günthern der Schmerz in ganzer Größe an mit all ſeinen Giften, Meſſern und

Marterwerkzeugen. Ein endloſer ſcharfer Spieß drang ihm ſchneidend ins Herz und ſchob ſich langſam bohrend weiter. Günthern war, als ſähe er ihn, ſähe den endlos langen bis in weiteſte Fernen, ſähe ihn ſich näherſchieben mit tauſend Widerhaken, und an jedem Haken hing als brennendes Gift eine Erinnerung an ewige Liebesſtunden und Chloes holdeſte Worte und ſüßeſte Liebkoſungen, und während ſich eine Spitze ihm ins blutende Fleiſch drückte, nahte unerbittlich ſchon die nächſte. Da war kein Ausweg und keine Rettung.

Die Schweſter, um alles zur Kühlung ſeiner Qualen zu verſuchen, überredete ihn zum Spaziergang, und da ſie wußte, daß eine Ausſprache mehr lindert als krampfhafte Zerſtreuung, ließ ſie ihn unterwegs ſchwelgen in Erinnerungen und Erzählungen.

Dem Erſchöpften kam zuerſt der Augenblick, wo man ſcheinbar alles überwunden hat, aber in Wahrheit nur Kraft ſammelt für neues wütendes Leiden. Der Schmerz hob ihn empor in die eiskalte, klare Luft ſteiler Gletſcher, ließ ihn dann ſchwindeln und um ſo ſchrecklicher in die Tiefen ſtürzen, daß er aufſchlug auf ſchroffe Zacken.

„Ich frage Gott," rief er aus, „womit ich es wohl verdiente, daß er mich ſo ſchlägt? Bevor ich Chloe kannte, hatte ich Jahre bitterſten

Leids. Und ich ließ das Leid mir zum Beſten dienen. Mehr können Schmerzen nicht läutern, als ſie mich geläutert hatten. Drum war ich, mit Stolz darf ich es ſagen, meines Glückes würdig. Und dennoch hätte es mir Gott am Boden zerbrechen können, wenn ich je einen Augenblick ſtumpf und ſatt geweſen wäre."

Er verlor ſich in ſein vergangenes Glück ſo tief, daß er über alle ſeine Seligkeiten lächelte, als wären ſie noch immer gegenwärtig. Die Schweſter träumte mit ihm und erzählte ihm, was ſie bisher verſchwiegen hatte, wie Chloe kürzlich zu ihr ſprach: „Oh du gehſt heut abend mit deinem Mann zu Bett und kannſt ihn lieb haben, ſoviel du willſt; wann endlich werden wir, Günther und ich, auch ſo weit ſein?" Sie erzählte, mit welcher Kindlichkeit Chloe dies geſprochen habe, ſo ungeniert, daß ſie, die Ältere und Verheiratete, errötet ſei.

Günther vernahm es beglückt und erinnerte ſich ähnlicher Züge von Chloes Anmut. Und da er ſie deutlich ſah und hörte, ihr tieftöniges, freies, ſinnenfrohes Lachen, ihren kindlichen Eifer im Erzählen, ihr anſchmiegendes, zutrauliches Weſen, wurde es ihm unmöglich und unglaublich, daß er ſie verloren hatte. Immer wieder mußte er all ihrer Scherze gedenken, ihres Schabernacks und ihrer Bubenſtreiche, als ſeien die

Scherze viel bindender als alles andere, weil die Seele in ihnen tief unbefangen und tief vertrauensvoll Kind wird, und als könne es keine Trennung geben zwischen Menschen, die so miteinander lachen konnten.

„Gott, o bewahre mich," rief dann Günther im wieder erwachenden Schmerze aus, „daß ich nicht bitter werde gegen Chloe. Wie darf ich denn bitter werden? Ich habe es immer als mein Recht empfunden, mich von einem Menschen loszulösen, wenn meine Entwicklung es verlangte, und jetzt bricht mir das Herz darüber, da ich selber einmal einem Menschen nur eine Zeit lang zu seiner Entwicklung gedient habe und er mich jetzt abstößt als überflüssig."

„Und doch," fuhr er fort, „die heilige Ehrlichkeit, mit der sich Chloe trennte! Ihr herrliches Sauberkeitsgefühl, nur für einen Mann empfinden zu können! Und wie stark sie ist, wie frei von jeder Schwäche der Weichherzigkeit!"

Sie saßen auf der Bank eines großen Parkes in der süßen Melancholie eines duffgrauen Frühlingstages, der mit weichen Fingern ringsum tausend Knospen öffnete und Blättchen lockte. Große, feuchte Augen hatte der Tag, Düfte durchrieselten ihn, und die Vögel trillerten oder öffneten ihre Seelen in einem schmachtenden Flötenton. Das Gespräch der beiden Geschwister

aber unter ſproſſenden Bäumen war ein ſchwermütiges Erinnerungsfeſt voll verhaltener Tränen.

Und nicht lange, ſo ſtand Günther auf und lehnte ſeinen von Schluchzen geſchüttelten Körper an einen Stamm: „So liegen ſich Menſchen heiß in den Armen — und am nächſten Tage ſchon ſpricht der eine, zu Eis erſtarrt: Was habe ich mit dir zu ſchaffen?“

XVI

Nun war es Nacht. Und Günther lag in ſeinem Bett, das ihm ein Himmel geweſen und das jetzt eine Hölle war. Der Schmerz lag über ihm. Er weidete ſich in ſeinem Blut, mit Meſſern ihm im Fleiſche wütend, ſchlug mit Keulen ſein Haupt und räderte ihn. Dann verſchluckte den Erſchöpften ein ſchwarzer Schlaf, aber er fuhr immer wieder auf mit lautem Wehklagen: „Ich habe ja Chloe verloren, ich habe mein Glück verloren, meine Sonne, meine Seligkeit!“ In ihm rangen Hände und ſchrie es jammernd auf zum Himmel. Großer Gott, Dolche wühlen mir im Herzen, kein Menſch trug je größere Pein. Der Schmerz lag über ihm, und raſend ſchlugen ſeine Hämmer ihm die Bruſt . . .

So waren die erſten Nächte in ſeinem Bett, das noch Spuren trug von den wilden Wonnen der letzten Liebesſtunde. Im Zimmer redete jedes Fleckchen von Chloe, aus den Möbeln flüſterte ihre Stimme, und von den Stühlen herüber ſchaute ihr Geſicht. Vor dieſem Zimmer

empfand Günther Todesangſt, wenn er ſpät in der Nacht heimkam. Entſetzen trat in ſeine Augen, ſobald ſein Blick ein Ding ſtreifen mußte. Beim Entkleiden ſchloß er krampfhaft die Lider, um nichts von ſeinem Körper zu ſehen, dieſem Körper, den Chloe nicht mehr liebte, der ihr jetzt nicht mehr war als ein Stück Holz. Günther haßte ſich, er ſtreckte die Glieder weit auseinander, und berührten ſie ſich dennoch einmal, überkroch ihn Ekel.

Jeden Morgen trug er ſein Frühſtück hinaus auf die Felder und warf es weg. Sein Leib nahm keine Speiſe an, ihn hungerte nach Selbſtvernichtung. Günther begann die Nächte durch zu trinken im lauten Trubel wilder Tiſche, doch wenn er einen Augenblick ins Freie trat, wimmerte und ſtöhnte er: „Ich habe Chloe verloren.“ Nur langſam gelang es ihm, ſich ſo zu ſchwächen, daß auch ſeine Qualen ſchwächer wurden, daß nur noch blaß und ſchemenhaft die Gedanken und Bilder durch ſein ohnmächtiges Hirn ſchlichen und über ſeine ausgeſogenen und mürben Glieder nur noch eine ſchwere Trauer hing, ſpöttiſch und ohne Hoffnung, aber auch ohne Stachel.

Oft ertappte er ſich auf langen Geſprächen, die er im Geiſte mit Chloe führte, nachdem ſie zurückgekommen war. Die tiefſten, unbeachteten Gedanken hofften immerzu, malten ſich ihre Rück-

kehr golden aus und glaubten. Es kam vor, daß Günther atemlos nach Hauſe rannte: „Jetzt ſitzt ſie bei mir und wartet. Demütig wartet ſie, zerknirſcht von Reue. Es iſt ja garnicht anders möglich. Schon einmal kehrte ſie ſo zurück.“

Und wieder kamen Stunden, wo er über dem Selbſtmord brütete, Stunden, wo er ſich ganz aus dem Leben verlor, Stunden des kalten Grübelns und der wollüſtigen Wahl: „Auf welche Art werde ich den Tod ſuchen? Wieviel Stunden ſoll ich mir noch geben?“ Und er ſtarb tauſend Tode, Tode durch Gift, Tode durch Waſſer, Tode durch die Kugel. Das waren die ſchwarzen Stunden der ſtarrſten Verlaſſenheit, wo kein Gott mehr war, kein Menſch und er ſelbſt nicht mehr.

So waren die erſten Tage. Und immer tiefer ſtieg er hinab in die feuchtkalte Nacht, immer tiefer hinab die große Marterſtraße in das Reich, in das keine Sonne ſcheint, in die Schmerzensgruft, wo Moder iſt und Grauen ohne Ende. Nur eine einzige Stimme der Welt redet dort, die furchtbare Stimme, die Erinnerungen erzählt. Erzählte ſie von den Tagen, da Günther litt, aus Chloes Elternhaus vertrieben, den zahlloſen Stunden, da er litt am Fieber der Sehnſucht, ſo verwünſchte er ſie, denn damals hatte er ſich mit dem ewigen, unzerſtörbaren Glück

ſeiner Liebe getröſtet, ſich getäuſcht mit dem vergänglichſten Wahn — und erzählte ſie von den reichen Stunden des Glückes, ſo verwünſchte er ſie, denn dieſe waren nur ſchön, weil ſie ihm ewig ſchienen und ihm ein Verſprechen waren noch größerer Seligkeit. Erzählte ſie aber von den letzten Wochen, in denen Chloe täglich zu ihm kam, dieſen Wochen, die ihm als die koſtbarſten gegolten, ſo ſchauderte ihn bis ins Mark, denn ſie hatten den Todeskeim getragen, den Todeskeim, in Gluten und Schwüren verborgen, und gedachte Günther nun Chloes heißer Hingabe in dieſer Zeit, ſo war ſie ihm nur noch eine Maske der ſich in Wahrheit Abwendenden, und ihrer beglückenden Liebesworte und -taten, ſo fror ihm das Erkalten, das darunter heimlich begonnen hatte, grimmig ins Herz. Er war durch ein Paradies gewandelt, unter deſſen blühendem Boden ſich Minen hinzogen und das ihn jetzt als Hölle verſchlang.

Wäre Chloe doch geſtorben, ſo rief ſein verſtörtes Herz, ihr letztes Wort wäre ein Wort der Liebe für mich geweſen und der letzte Hauch ihres Mundes ein Kuß auf meine Lippen. Meine Seele wäre gerettet, gern würde ich alle Schmerzen auf mich nehmen, denn die Reinheit ſolcher Erinnerung müßte mein Leben weihen und ihre liebende Geſtalt, unſterblich, hätte meine Tage

verklärt bis zu der letzten Stunde. Wir wären eins geblieben. Ja, der Tod hätte uns nicht getrennt. So aber bleibt mir nichts, als meinen Tod zu wünschen. Und er wünschte ihn sich mit brünstigen Gebeten jeden Abend und verfluchte jeden Morgen sein Erwachen.

In allem Jammer seines blutenden Herzens wandte er sich an die Schwester. Ihr enthüllte er, ohne irgend etwas zu verschweigen, alle seine Erlebnisse mit Chloe. Wenn er darauf in einen Anfall von Eifersucht auf Chloes neuen Geliebten ausbrach, sagte sie: „Lieber Günther, darüber kannst du ruhig sein. Glaubst du, wer so geliebt hat wie Chloe, der ginge hin und verschenkte sich einem andern? Sie hat deine Verzweiflung gesehen, das schon wird ihr die Lust nehmen. Nein, was Chloe dir gab, das hat noch keine Frau zum zweiten Male gegeben. Und meinst du, Chloe würde einen zweiten Menschen finden, solcher Liebe und solchen Verstehens fähig wie du? Wie könnte sie sich aber mit einem Geringeren begnügen? Schal wäre ihr alles, was er zu bieten hätte. Durch Liebe wird man anspruchsvoll, wie erst durch deine Liebe und durch dich. Soll sie da das Schlechtere vorziehen? Das kann sie nicht, sei versichert, das kann sie nicht. Es ist etwas ganz anderes, was sie zu jenem trieb. Sie war müde, Günther, das Kind hatte

ſich durch ihre frühe Leidenſchaft aufgerieben, die Gluten drohten ſie zu zerſtören. Den Sinnenſtürmen bei dieſen kurzen, gehetzt und ängſtlich gemachten Beſuchen, die ſie, um ihre Faſtnachtsſchuld zu ſühnen, krampfhaft ſteigerte, war ſie nicht gewachſen. Sie ſehnte ſich auszuruhen, ſich zu retten. So kam ſie in den Zwieſpalt, der keinem tieferen Menſchen während ſeiner Entwicklung erſpart bleibt, ſei er noch ſo heidniſch, wie du Chloe nennſt, den Zwieſpalt zwiſchen dem, was ſie kindlicherweiſe mit ſeeliſcher und ſinnlicher Liebe bezeichnet. Das Freundſchaftsgefühl, das auf dem Oſterausflug durch einige ernſte ruhige Worte in ihr geweckt wurde, mußte ihr in ſolchem Zuſtande als das Schönere, Edlere erſcheinen, als die wahre Liebe."

„Aber mußte ſie dann gleich küſſen?" rief Günther und rannte im Zimmer auf und ab.

„Sie fühlte Dankbarkeit," fuhr die Schweſter fort, „und ſie glaubte doch, zu lieben. Auch wird ihr der junge Mann geſchmeichelt haben, und ihrer Eitelkeit iſt ſie ja ſchon einmal erlegen. Gott, wer täte das nicht in jenen Jahren? Chloe iſt ſchön und feiert ihre erſten Triumphe. Oder vielleicht kam der Zweifel an ſich ſelber über ſie, in dem geſchwächten Kinde ſchon da die Selbſtverachtung; du, Günther, hatteſt ihr zudem eingeredet, ſie ſei flatterhaft und

untreu, wie ſollte ſie an ihre Stetigkeit glauben, wenn du es nicht tateſt? Kurz, ſie war ſchwach, verwirrt, innerlich verhetzt und ruhelos, bedürftig nach Halt, ſo vieles kam zuſammen."

„Selbſt wenn ich das alles glaube und verſtehe," fiel Günther ein, „bleibt es mir unerklärlich, wie ſie einen ſo furchtbar grauſamen Abſchied nehmen konnte. Sie war nicht unklar und verwirrt, ſie war eiſig-kalt, ſie war ruhig und ſelbſtſicher."

„Nein," antwortete die Schweſter, „gerade der Abſchied war voll ihrer würdig und beſtätigt meine Meinung. Sie konnte doch nicht ſchon wieder deine Verzeihung erflehen, ſie konnte nicht deine Güte mißbrauchen. Und kannſt du dir denken, daß ſie weichmütig von dir geſchieden wäre? Nicht ſelbſtſicher ſchied ſie, verhärtet hatte ſie ſich, hatte ſich gepanzert mit Kraft, mußte rauh ſein, um nur nicht ſchwach zu werden. Sie hat ſich jedes Wort überlegt, bevor ſie zu dir kam, und ſich eiſern bezwungen. Es war ſicherlich der ſchwerſte Gang ihres Lebens, dieſer letzte Gang zu dir. Sie iſt ſtolz, herrlich ſtolz, und außerdem *kann* ſie hart ſein, wenn es ſein *muß*, ſie iſt ſtärker und energiſcher als wir. Oh ja, wir können ſie um vieles beneiden. Mein Günther, wir ſind die, die leiden müſſen unter jeder kleinſten Härte, unter unſern liebſten

Menſchen, wir müſſen leiden, indem wir lieben. Das weiß ich gut. Eine Ohrfeige hätteſt du ihr geben ſollen, als ſie ſagte, ſie liebe einen andern oder du hätteſt laut lachen ſollen. Oder mit ruhiger Überlegenheit hätteſt du es aufnehmen und ihr ironiſch und ſicher antworten ſollen."

„Ach, hätte ich das gekonnt," ſagte Günther, „ich gehorchte bei ihr immer nur meinem überzärtlichen, überempfindlichen Herzen. Ich ſage dir, nicht ein einziges böſes Wort hat Chloe je von mir gehört."

„Und doch," meinte die Schweſter, „hätte Härte, Härte im rechten Augenblick, gut getan. Solche Härte wäre für Chloe eine zugleich geſündere und gelindere Strafe geweſen als das ins tiefſte Innere dringende Leiden, das nach jenem Faſchingsereignis dein trauervoller Ernſt und die milde Strenge deiner verletzten Güte, deine ſchöne und doch ſo weh tuende Gerechtigkeit ihr zufügte."

„Ja," rief Günther heftig, „ich habe ſie falſch behandelt. Ich hätte beſſer horchen ſollen auf das, was ſie von mir verlangte. Ihre echte und reine weibliche Natur forderte meine Härte. Schon in Edental hat Chloe einmal geſprochen: Ich bin deine Puppe, und als ich ihr vor kurzem im Scherz mit Prügeln drohte, hat ſie mich leidenſchaftlich angefleht, ſie zu ſchlagen. Hätte ich doch auf das gehört, womit ſie mich

in ſtumm-beredter und reiner Art zu ihrem Herren machen wollte. Das Schlimmſte und Vernichtendſte jedoch war, daß ich ſie nicht ganz nahm. Ihre geſunde Sinnlichkeit drängte auf ganze Hingabe. Oh, mir iſt jetzt, als ſei, während ihr Mund meiner Schonung und Vorſicht dankte, ihre Liebe erkaltet. An jenem Sonntag, wo ich das Krankenhaus verlaſſen hatte, hätte ich ſie nehmen ſollen. Aber ich dachte ſtets zu ſehr daran, daß ſie ein Kind iſt und daß ihr bei ihren Eltern und vor der Welt das Entſetzlichſte bevorgeſtanden hätte. Stärker als der Trieb nach ganzer Erfüllung war in mir der Trieb, dem geliebten Kinde jedes Schwere zu erſparen. Und wir glaubten ja auch an ein baldiges durch nichts mehr geſchmälertes Glück. So wütete ich mit falſcher, verderblicher Schonung, mit verabſcheuungswürdiger, zärtlicher Fürſorge, aus Liebe gegen unſere Liebe."

Auf dieſe Worte hin erzählte Günthers Schweſter, die viel Elend in Kliniken und Häuſern geſehen hatte, von qualvollſten, ja tödlichen Entbindungen junger Mädchen, oder wie ſie, nachdem ſie alles gut überſtanden, dahingewelkt ſeien, frühalt um ihre Jugend betrogen. Sie fügte hinzu: „Wenn du Chloe ein ſolches Los bereitet hätteſt, würdeſt du wohl dennoch nicht das verhütet haben, was jetzt eingetroffen

iſt. Für die Liebe einer bedeutenden Natur wie Chloe mußte einmal eine große Kriſis kommen. Und es iſt gut, daß ſie ſchon jetzt gekommen iſt. Das, was Chloe dieſer Zeit der Trennung, in der ganz allein ſie zur Selbſtändigkeit reifen kann, verdanken wird, das hätteſt du ihr nicht geben können. Die Schmerzen, die ihr dabei nicht erſpart bleiben, werden ſie dir neu zurückgeben und erſt ganz an dich ſchmieden, ſie werden nur Segen bringen. Ich mache dir nicht Hoffnungen, um dir aus Schwäche einen Troſt zu brauen. Hätte ich ſelber keine Hoffnung, ich würde dir die kleinſte zu nehmen ſuchen, damit du den grauſamen Blick des Unabänderlichen tragen lernſt. Ich kann mich auch irren, Günther, ich kann nicht in Chloes Herz hineinblicken, wer vermöchte überhaupt in ein Menſchenherz zu ſchauen? Ich ſehe die Verhältniſſe nur ſo, wie ſie jeder Verſtändige nicht anders ſehen kann, und will deinen von Verzweiflung getrübten Blick ins Klare richten. Chloe ſchied mit dem Gefühl: Ich kann doch jederzeit wiederkommen in ſeine offenen Arme. Das muß ſie verlieren. Lerne es, ſie anders anzufaſſen. Den Mann in dir muß ſie ſpüren. Wenn eure Liebe zu retten iſt, ſo kannſt nur du es."

„Ich habe die Rettung ſchon verſäumt," ſagte Günther. „Du kannſt mich nicht irre machen.

Ich habe die Liebe durch Schonung zerstört. Oh, das erbärmlichste Leben möchte ich mit Chloe führen, wenn ich es nur mit ihr führte. Wollust würde es sein gegen das jetzige. Die Liebe verlangte eine ganze Erfüllung, und wenn die Erfüllung Not und Kummer nach sich zieht, die Liebe zerstört sie nicht. Warum habe ich nicht dem heiligen Schicksal seinen Lauf gelassen, das die Vereinigung der Liebenden will, das Zeugung will und Geburt? Das hätte den rechten Ernst in Chloes Leben gebracht. Diesen Ernst war ich ihr schuldig und nicht das ängstliche Behüten vor jedem Stachel und jedem Luftzug. Damals, als sie mir nach meiner Auseinandersetzung mit dem Vater auf ihrem Zimmer in den Armen lag, da spürte ich ihren Opfermut zum Schicksal, zu ihrem Schicksal, zu Verbrechen und zum Tode."

„Heldisch lieben!" rief er mit lauter Stimme. „Lieben wie Siegmund und Sieglinde. Wenn Sieglinde in die Dornen und das Gestrüpp des wilden Waldes geht, um zu gebären — was sind die Dornen und das Gestrüpp denn anderes als Elend und Erniedrigung, Schmach und Unehre, Sorgen und Qual, frühes Alter und Tod? Ich aber habe klüger sein wollen als das Schicksal. Ich habe Chloe daran gehindert, Heldin zu sein."

XVII

Wie war ich gut in meinem Glück, dachte Günther. Ja, mein Glück wäre der Segen vieler geworden. Denn mein Herz war offen aller Welt, für jede Freude und für jeden Schmerz. Ich war voll frohen Mutes und hilfsbereit.

Wenn er so dachte, dann kam oft wilder Haß auf Chloe über ihn. Hättest du mich bloß unglücklich gemacht, rief er aus, aber du hast mir mein Leben verzerrt und entstellt, das reine Gesicht meines wahren Wesens zur Fratze verwandelt. Und die Wolke seiner Bitterkeit ging nieder über alle Heiligtümer der vergangenen Monate und entlud ihren schwälenden Aschenregen selbst auf Edental, wo in Wäldern und auf Wiesen die ersten Liebestage keusch und golden ruhten. Was quältest du deine Mutter, mir schreiben und mich hinausbitten zu dürfen? Was greintest du nach mir wie ein Kind nach dem Spielzeug greint, um es zu zerbrechen? Dies Spielzeug war ein Gefäß großer und adelnder Schmerzen. Oh du beutelüsternes Raub-

tier mit der Maske eines lieblichen Kindes, und ruhtest nicht eher, als bis dein Zahn mir im Nacken saß, und sobald du mein Blut gesogen, gierteſt du witternd, unersättlich schon nach dem eines andern.

Hätte ich dich jetzt wieder und wäre nach Kämpfen und Qualen alles Vergangene gesühnt und lägen wir, im großen Frieden der Versöhnung, am Meer (ich das Herz voll von Liebe und also voll von der ganzen Welt, reinstes, kindlichstes Mannesherz) — wer weiß, ob nicht im Blinzeln deiner Augen eine Lüsternheit nach einem Fremden oder nach etwas Fremdem läge?

Liebe ist Krankheit, so rief er und rannte den ganzen Tag durch die Straßen, um Chloe zu treffen. Liebe ist Krankheit, die wie Aussatz brennt, wie zehrendes Gift im Blute wütet und wie ein Fieber schüttelt. Wühlte ihm der Jammer allzu zerfleischend in Gebein und Eingeweide, dann kam ihm oft als plötzlicher Trost der Gedanke an Chloe, an seine Geliebte, die ja jede Qual mit ihm trug, bis er sich aufweinend bewußt wurde, daß es doch sie sei, die ihm all dies Leid zufügte.

Endlich begegnete er ihr das erstemal. Sie lächelte und schien zu erwarten, daß er sie anspräche. Da ging er mit kühlem Gruß vorüber

und empfand durch den ſich ſteigernden Schmerz hindurch Genugtuung. Er begegnete ihr öfter, und jedesmal war es ihm, als trüge ſie ſichtlich an einer ſchweren Laſt und als ſpräche aus dem ſcheuen und trotzigen Wiegen ihres grüßenden Hauptes ein Flehen um Schonung: Warum ſehe ich dich ſchon wieder? Du tuſt mir weh. Dies alles wagte er ſich jedoch nicht zuzugeſtehen, glaubte vielmehr aus der bloßen Tatſache, daß ſie über die Straße ging, eine anmaßungsvolle freche Selbſtſicherheit erkennen zu müſſen, und blickte ihr nach mit Fäuſten voll Haß und Sucht, zu zerſchmettern, nur weil ihre Glieder, wie es der Tag verlangte, außerhalb der Liebkoſungen ein eigenes Leben führten. Und doch koſtete ihn ſolche Begegnung eine Stunde voll weichſter Tränen . . .

Er machte den Verſuch, zu entfliehen, und brach eines Morgens auf im Touriſtenanzug und mit Rucksack. Auf dem Wege zum Bahnhof ſah er Chloe vor einem Hauſe auf- und abgehen. Sie trug ihr rotes Florkleid und ſchritt langſam. Ein vorüberlaufender Hund ſprang täppiſch-zutraulich an ihr empor, aber ſie ließ ſich nicht mit ihm ein, wie ſie es früher im verwandtſchaftlichen Verhältnis zu aller Munterkeit der Kreatur getan haben würde, ſondern wehrte ab. Günther argwöhnte: Ob ſie hier wohl auf Fried-

rich wartet? Ob sie so, traurig und ein wenig müde, aber den Pflichten ihres Blutes treu, einer neuen Liebe obliegt? Und ob sie in ihrem roten Kinderkleide, jetzt freilich matter und wissender, ihre alten Zärtlichkeiten spricht? Er schritt forschen Ganges an ihr vorbei und suchte sie durch sein marschfröhliches Aussehen und durch burschikosen Gruß zu verwunden.

Nach einigen Stunden Eisenbahnfahrt geriet er in ein Tal, das in Vogelgeschmetter und rosigster Apfelblust stand, durchjauchzt vom reinen Silberklang der Alpenfirnen. Stege führten über Bäche, in denen es perlend sprudelte. Aber Günthern ekelte der Duft des Frühlings, wie einen Menschen mit krankem Magen der Geruch von Speisen widert. Ihn lockte das allgemeine Leben vergeblich in seinen Kreis, die Grenze seines eigenen war in Gefahr, gesprengt zu werden und nimmermehr bereit, sich in den größeren willig aufzulösen. Vor der höhnenden Natur reckte sich die Wucht seiner Schmerzen nur nur höher empor, die sonst vertraute Sprache tröstete nicht und beschwichtigte nicht den Schrei des Verlorenen nach Glück. Hier draußen erfüllte das große, unpersönliche Leben auf verrucht unabänderliche und brutal unbekümmerte Art seine grausam ewigen Gesetze, um einen Gepeinigten, der mit allen Fasern sein persönliches

Leiden litt, zu äffen. Von dannen gehetzt durch die süßen Lenzgebärden gemein unschuldiger Wonne, floh der Entflohene den Weg zurück, auf dem er gekommen war.

Und daheim, in den Ketten seiner Not, überkamen ihn Träume. Er sah Chloe als Mutter: sie säugte, und Glanz ging von ihr aus. Er aber kniete und küßte, mitumfangen von ihrer Gloriole und einmal im Rausch andächtiger Verzückung trinkend, die gebenedeiten Brüste. Unter Tränen heftete Günther drei Blätter Albrecht Dürers mit der heiligen Mutter an die Wand. „So solltest du, stolz, gesegneten Leibes, die Freundin heimsuchen. Schon schwebte, wie hier, heimlich die Sternenkrone über deinem Scheitel — und du mußtest so schmählich unwert sein, auf dem Halbmond in weich gebreiteten Kissen königlich zu thronen? Starb je die Liebe dieser Frau, von welcher der ausziehende Heiland unter herbstlichem Himmel, unter welk sinkendem Laub und Schwärmen der Wandervögel, Abschied nimmt?"

Während er so seinen traurigsten Gedanken nachhing, erhielt er eine Karte von Konstanze: sie werde ihn auf der Durchreise besuchen. Aus einer Andeutung ging hervor, daß sie schon von seinem Unglück gehört hatte. Günther holte sie am Zuge ab und ging mit ihr an Chloes Haus vorüber, laut und aufgeräumt sprechend, um

Chloe, wenn ſie zufällig im Garten ſein ſollte, wehzutun. Da ſah er ihre dunklen Augen aus einer Laube blicken und meinte zu fühlen, daß in dieſem Blick Reue ſei, Eiferſucht und heiße Qual.

Konſtanze ſagte, als ſie in ſeinem Zimmer waren: „Günther, laß mich deine Schmerzen mit dir tragen."

Er dagegen, voll Furcht vor Mitleid und mit gepeinigtem Stolz: „Nein, liebe Konſtanze, ich möchte meine Schmerzen alleine tragen."

„Haſt du denn vergeſſen, Günther, daß es eine Zeit gab, wo uns vieles verband, und daß ich daher ein Recht darauf habe, an deinem Leben teilzunehmen?"

„Erinnere mich nicht an jene Zeit," gab er zur Antwort, „die dir heute auf nichts mehr ein Anrecht geben kann. Ich glaubte dich zu lieben. Dieſe Liebe war ein Irrtum meiner krank gewordenen Sehnſucht. Ich bedurfte eines Namens, um mit ihm alles zu benennen, was in mir an dunkler, drängender Jugend, bitterſtem Leiden an mir ſelber, übergroßem Schmerzverlangen, wilder Knabenſchwermut und ſchöpferiſchen Trieben war. Jetzt iſt mir dein Name nur noch Namee Was kannſt du mir noch bedeuten, ſeit ich einen Menſchen fand, der mir Glück und Unglück, Leben und Tod, Lebensinhalt und Todesleere, der mein Schickſal wurde?"

Konſtanze, zu erſtaunt über die Veränderung, die mit Günther vorgegangen war, um die Grauſamkeit ſeiner Worte ganz zu empfinden, erwiderte: „Du trugſt doch nicht nur dein Leiden, ſondern verſtandeſt und trugſt doch auch meines.“

„Dein Leiden!“ fiel er ein. „Freilich verſtand und trug ich es, weil ich nichts Größeres zu verſtehen und zu tragen hatte.“

„Günther, wie ſprichſt du? Wenn ich auch nicht wie du von einem beſtimmten Unglück getroffen bin, ſo liegt auf mir doch auch eine ſchwere Laſt. Auch ich bin reich an Schmerzen.“

„Rühme dich nicht mit dem Worte ‚reich‘!“ entgegnete er barſch. „Du warſt niemals reich. Oh, ſchal dünkt mich heute eure graue Traurigkeit, die im Grunde nichts anderes iſt als die Unzufriedenheit eures ſchlechten Blutes. Ach, euer bißchen Erdenwehmut, das höchſtens für das Kloſter oder für die Kirche taugt! Nur wer begehren kann, kann leiden. Nur der kennt die Tiefen, der einmal auf ſo ſtrahlenden Höhen ſtand wie Chloe und ich. Der Blick, der vorhin aus einer Laube drang, der kennt den Schmerz. Dort leidet ein Kind, dort leidet Chloe. Ihre königlichen Sinne leiden, weil ſie beſeſſen und genoſſen haben. Aber eure ſchwachen Organe, die nichts an ſich reißen können, können auch nichts verlieren.“

Und da Konſtanze in Tränen ausbrach: „Vergib mir, Konſtanze. Du haſt mich anders gekannt. Die Verzweiflung hat mich gelehrt, weh zu tun. Vergiß meine Worte und rette dir mein früheres Bild und die Erinnerung an die Zeit, da wir uns ähnlich waren. Lebe wohl und laß mich einſam. Ich muß dem ſtolzen Blick aus der Laube gehorſam ſein.“

XVIII

Die Vögel ſangen Pſalmen der ewigen Liebe. Frühling war. Dann warf ſich der Sommer mit vollen Blüten überſchwänglich über jede Mauer: mit lichten Magnolien, mit ſchwerem Lila ſüßeſten Flieders und würzigem Rotdorn; rote und gelbe Kaſtanienkerzen prunkten im geſättigten Schatten ſtolzen Laubes, ſpäter ſtanden die blauen Lilien ſteil zwiſchen dem breiten Prangen üppiger Klatſchroſen, darüber wiegten ſich runde Schneeballen und hing die gläſerne Weiße der Akaziendolden, zuletzt hub das ſchwüle Lied des Jasmins ſeine kranke Sehnſucht an, der Holunder duftete wie Mädchenleiber, und hinter allen Zäunen entblätterten ſich ſüß und ſchwer die Roſen. Aber Günther, ſtumpf, taub und blind, ſah und fühlte es nicht. Tauchte er einmal auf vom Meeresgrunde des Elends, ſo ſah er mit blöden Augen ſtarr über das hohe, ſaftige Gras der Wieſen, wo im Schrillen der Heimchen die Wachtel lockte. Keinen einzigen

Trunk der Kühlung bot ihm die überquellende Welt, keinen einzigen stärkenden Atemzug die bunte Luft, niemals ward ihm ein vollerer Augenblick oder aus Abendröte und Sternennacht ein lösender Ton, Erleichterung und Dank im sanften Frieden der Natur. Bei jedem Blättchen hatte Chloe an Günther gedacht, jetzt wölbten sie sich lieblos über einen Verlassenen.

Und doch starb nicht die Hoffnung. Er dachte stets an die Wiedervereinigung mit Chloe, ja, er glaubte immer noch, sie werde eines Tages in sein Zimmer treten, bereuend und Vergebung erflehend. Dann wollte er sie demütigen, oh, prügeln wollte er sie. In Gedanken schlug er sie schon und kostete so die Wollust befreiender Schmerzen. Aber danach wollte er ihr alle Himmel auftun, als Mann und Herr, wollte sie nehmen und mit dem Feuer seines Mutes über sie kommen, in Kraft auf trotzigen Schultern ihr tragen helfen.

Die Gänge, die er machte, um sie zu treffen, dehnte er immer mehr aus. Er lebte nur noch in den Straßen und kam abends mit wundgelaufenen Füßen todmüde heim. Zum Gespött der Leute machte er sich, breit lächelnden Gesichtern begegnete er und gehobenen Achseln, Frauen sprachen ihn an, voll neugierigen Mitleidens den Grund seiner Ruhelosigkeit erforschend. Aber er

hatte längſt die Macht verloren, das Jagen nach der verlorenen Geliebten einzuſtellen, und fühlte ſich, vor ſich ſelbſt würdelos, als der Popanz ſeiner Leidenſchaft. Die Mädchen in hellen Sommerkleidern ſtreifte ſein Blick mit Ingrimm, denn widerwärtig und ekelerregend erſchienen ihm, deſſen Brände ſich nach der einen verzehrten, die jungen und ſchönen Leiber. Zu Hauſe ließ er alles in wüſtem Durcheinander, die Ordnung ſeiner Tagesläufe, ſeines Beſitzes und ſeiner Pflichterfüllung war vernachläſſigt und zerſtört, Briefe, Karten und Anfragen lagen unbeantwortet aufgeſtapelt; er hatte ſeit Chloes Abſchied die Feder noch nicht wieder zur Hand genommen aus Grauen vor ſeinen Schriftzügen, die ihm nichts waren als Zeugen der glücklichen Vergangenheit.

Seine Schweſter hatte die Stadt ſchon wieder verlaſſen, und ſo war er jetzt allein mit ſeiner herben Überzeugung, daß er es Chloe gegenüber an jeder Strenge hatte fehlen laſſen und ſich an ihr verſündigt hatte, indem er ſich einer weibiſchen Weichmütigkeit ſkrupellos überließ. „Alles, was du tuſt, iſt gut," hatte er nach ihrer erſten Übertretung zu ihr geſprochen, und ſo, durch Mißbrauch der eigenen Güte, war wohl die ſtärkſte Treue zu verſcherzen. „Ich liebe dich mit all deinen Gefahren" und „Ich weiß, daß öfter geſchehen

wird, was einmal geſchah“ — mit ſolchen Worten hatte er Chloe dem Dämon überliefert, den er in ſeine Zucht hätte nehmen ſollen. Voller Anklage gegen ſich ſelbſt war er nun: „Nur ich habe alles verſchuldet.“

Als er ihr wieder einmal begegnete, ſprach er ſie an. Er ſah, daß ſie ſich freute, und indem ſie ſich die Hand gaben, fragten ſie gleichzeitig: „Wie geht es dir?“ Es ging ihnen beiden ſehr gut. Er erkundigte ſich nach Friedrich. „Oh, warum ſollte es ihm ſchlecht gehen? Übrigens ſehe ich ihn nicht ſehr oft.“ Günther log ihr vor, er werde wahrſcheinlich bald die Stadt auf immer verlaſſen, aber Chloe ließ nicht das Geringſte von der Wirkung dieſer Worte ſehen. Sie gingen auf ihr Elternhaus zu, Chloe hielt mit Günther gleichen Schritt, und er mußte unwillkürlich an ihren erſten gemeinſamen Gang denken, damals, als ſie ſich in jenem Park ſoeben kennen gelernt hatten. Auch jetzt ſchritt ſie ganz dicht an ſeiner Seite und berührte oft mit ihrem Arm den ſeinen. Und da ſie nun zu plaudern begann, war vollends eine Stimmung vertrauter Kameradſchaft zwiſchen ihnen. Da führte Günther den erſten Hieb. „Sag, kann ich nicht meine Briefe zurückerhalten? Nachdem du mich ſo enttäuſcht haſt, iſt es mir unangenehm, ſie in unwürdigen Händen zu wiſſen.“

„Du kannſt ſie haben, wenn ich auch meine wiederbekomme.“ Und ſie fügte hinzu: „Gern gebe ich ſie nicht, es ſind doch ſchließlich liebe Erinnerungen.“ „Nein,“ ſagte Günther, „deine Briefe möchte ich unbedingt behalten. Es ſind zu intereſſante Dokumente weiblicher Verlogenheit. Wendungen wie ‚Mit Leib und Seele bis zum Tode deine Chloe‘ oder ‚Ich bin dein Weib‘ werden mich ſpäter noch manchesmal vergnügen.“ Sie darauf: „Ich habe niemals gelogen, und wenn ich ſo ſchrieb, ſo geſchah das, weil ich es glaubte, weil ich mich noch nicht kannte.“ Und nun, mit nicht mehr zu verhaltender Erbitterung: „So haſt du mich alſo gekannt? Ein halbes Jahr haben wir zuſammen verkehrt, und du weißt nichts von mir. Ja, wir hatten nur eine ſinnliche Liebe, meine Seele war dir ganz fremd.“ Er erhob ſeine Stimme: „Denkſt du noch daran, daß deine höchſte und heiligſte Sehnſucht war, Mutter zu werden? Heißt das, deine Seele verkennen, wenn man dies größte Gefühl in dir ſo verſtanden hat wie ich? Gerade weil ich deine Seele liebte, muß ich dich jetzt verachten. Du haſt dich ſelber geſchändet und ſollteſt dich ſchämen vor jedem Säugling, vor jedem Kinde. Du warſt ſchon Mutter in deinen Träumen und deinen tiefſten Erlebniſſen, und haſt mit mir dein Beſtes und Reinſtes verlaſſen.“ Sie ſtanden

vor ihrem Hauſe, und Chloe ſah reglos zu Boden. „Und als ob du irgendwo etwas gefunden hätteſt. Als ob du nicht im Grunde ſchon jetzt durch Friedrich enttäuſcht wäreſt.“ „Ja, das bin ich,“ ſprach ſie. Und er, bevor ſie ging, ſchleuderte noch eins ſeiner ſchweren, ſchon lange Wochen bereit gehaltenen Geſchoſſe. „Erbärmlich iſt es, wie ängſtlich du auf deinen guten Ruf bedacht biſt.“ Sie reckte ſich wieder auf: „Wieſo wohl? Am hellen Tage bin ich jederzeit zu dir gekommen und habe meinen guten Ruf allen Gefahren ausgeſetzt.“ „Und doch legteſt du mir ans Herz,“ fuhr Günther fort, „dich nicht ſchlecht zu machen. Dich mit heiler Haut ins Trockene zu retten als ein hochachtbares Mägdlein, dem nichts nachgeſagt werden kann — das war dir die Hauptſache. Hätteſt du wenigſtens ſo viel Anſtand beſeſſen, mich um keinerlei Schonung zu bitten, nachdem du ſo deiner ſelbſt unwert geworden warſt.“ Sie brach das Geſpräch ab und verabſchiedete ſich kühl, aber gab ihm dennoch die Hand.

Das wußte er, daß ſie, die ihn nur milde kannte, ſolche Töne nicht erwartet hatte, und freute ſich ſchwelgeriſch des ohne Zweifel ungeheuern Eindrucks. Er vergegenwärtigte ſich alle Momente des kurzen Geſprächs. Sie hatte anfangs ſicherlich auf Verſöhnungsverſuche gehofft;

ja, war ſie ihm nicht mit ihrem erfreuten Gruß und ihren abſichtlich gleichgültigen Worten über Friedrich entgegengekommen und hatte ihn, indem ſie dicht an ſeiner Seite ging, gelockt? Er war gewiß, daß ſie erwartet hatte: „Wie iſt es denn nun mit uns? O Chloe, ich leide.“ Mit ihrer bitteren Anſchuldigung, ihre Seele ſei ihm fremd, hatte ſie wahrlich recht, wenn ſie ſeinen nur aus Berechnung geſprochenen Worten glaubte. Und doch: war nicht trotz aller aufflackernden Empörung und allen krampfhaft behaupteten Stolzes Demut und Zerknirſchung in ihrer Haltung geweſen? Daheim in ſeiner Stube zerging Günthers Triumph ſchon wieder in Tränen. Zwiſchen ihm und Chloe war die Lüge aufgeſtanden. Aber es galt den Stolz. Und er war bereit, wenn es klar würde, daß ſie ihn nicht mehr liebte, ihr beizubringen, er habe niemals für ſie tiefer empfunden, ſondern, um die Vorteile einer Liebſchaft zu genießen, nach Kräften geheuchelt, damit er nicht als der von ihr Verlaſſene und unglücklich Gemachte daſtünde. Eine große Laſt hatte ihm die Begegnung vom Herzen genommen: ſeine Eiferſucht. Daß er ſich Chloe nicht mehr in den Armen eines andern vorzuſtellen brauchte, rechtfertigte und ſtärkte ſeine Hoffnung.

Die ruheloſen Wanderungen in ſeinem kleinen Stadtviertel vom frühen Morgen bis zum Abend

ſetzte er fort und, mit weiten Augen die Straßenzüge durchdringend, ſcharf und angeſpannt äugend wie ein Tier auf Raub, brütete er über grauſamen Worten. Sein Lebensglück ſtand auf dem Spiel, und es wieder zu erlangen, war ihm jedes Mittel recht. Vier Wochen war er ununterbrochen unterwegs, ohne Chloe ein einziges Mal zu ſehen. Einmal ging er in ein Haus, wo ſie, wie er wußte, Unterrichtsſtunden hatte, und wartete im Flur. Dort ſtieß er mit ihrer Mutter zuſammen, die ſeinen Gruß kalt und flüchtig erwiderte. Er dachte es ſich, daß ſie gekommen war, ihre Tochter abzuholen. Am nächſten Tage begegnete er dem Vater. Der Mann ſtellte ihn, und Günther erſchrak heftig. „Sie paſſen meiner Tochter auf," ſagte der Vater, indem er mit ſchwarz flackernden Blicken Günthern in die Augen ſah und mühſam Zorn verbarg. Günther lächelte. „Ich bitte Sie denn doch. Wie kommen Sie dazu? Ich finde Ihre Vermutung zu merkwürdig." „Nun, warum laufen Sie denn den ganzen Tag in den Straßen?" „Das iſt doch ſchließlich meine Sache. Wenn es Sie aber intereſſiert, ſo kann ich Ihnen andeuten, daß es allerdings zarte Gründe ſind, die mich dazu bewegen, nur haben ſie nichts mit Chloe zu tun." „Wollen Sie etwa auch behaupten," fragte der Vater ſpöttiſch, „daß Sie darum in ein Haus gehen,

wo meine Tochter unterrichtet wird, und zwar genau zu der Zeit, wo ihre Stunde zu Ende ist?“ Günther lächelte noch immer. „Ist das so sonderbar? Wollen Sie mir verbieten, einen Freund zu besuchen? Wenn er in einem Hause wohnt, wo Ihre Tochter zu tun hat, was ich übrigens nicht ahnte, so ist das nicht meine Schuld.“ Der Vater begann die Waffen zu strecken und, um keine beschämende Rolle zu spielen, wandelte er das Gespräch zu einer ruhigen Unterhaltung zwischen Männern. „Sehen Sie, mein Verdacht lag zu nahe. Sie sprachen neulich Chloe auf der Straße an und überschütteten sie mit Vorwürfen. Daß meine Tochter ihre Gesinnung Ihnen gegenüber ändern würde, war selbstverständlich. Sie ist noch in jeder Hinsicht ein Kind, darum habe ich auch ihre Leidenschaft nie sehr ernst genommen und gewußt, daß es früher oder später so kommen mußte. Aus diesem Grunde will ich es dem Kinde ersparen, daß Sie ihr Vorwürfe machen. Sie kam damals höchst aufgeregt nach Hause. Und um sie vor ähnlichen ganz zwecklosen erregenden Vorfällen zu schützen, habe ich sie vier Wochen lang nicht ausgehen lassen. Wenn Sie aber noch etwas mit ihr abzumachen haben, so steht Ihnen dazu mein Haus offen.“ Günther entgegnete: „Nein, ich habe nichts mehr mit Chloe zu

sprechen. Auch damals sprach ich sie nicht an, um sie mit Vorwürfen zu überschütten. Lassen Sie sich von ihr versichern, daß ich ihr vorher mindestens sechsmal begegnet bin, ohne sie anzureden. Ich hatte neulich denselben Weg, schloß mich ihr an, und das Gespräch brachte es mit sich, daß ich einige ehrliche Äußerungen tat, die keineswegs böse gemeint waren. Daß sich Chloe so darüber aufregte und daß sie daraufhin gar Hausarrest bekam, bedaure ich sehr. Beides war überflüssig. Es ist zwischen Chloe und mir nie üblich gewesen, uns gegenseitig übertrieben zart anzufassen, und so äußerte ich unverhohlen in aller Freundschaft, vielleicht ein bißchen zu ungeschminkt und geradeheraus, meine Meinung." „Es scheint doch etwas schlimmer gewesen zu sein," sagte der Vater. „Jedenfalls war Chloe stark erregt und meine Frau sehr betrübt. Wenn Sie aber Chloe noch einiges Klärende in aller Ruhe sagen wollen, so kommen Sie. Die Straße scheint mir nicht der richtige Ort dazu." „Ich habe nichts mehr zu sagen," schloß Günther ab, „es ist alles in Ordnung."

Er erstaunte über sich selber. Schüchtern und menschenscheu, wie er war, hätte er sich vor diesem Gespräch, wenn er es vorausgesehen, hilflos geängstigt. Aber im entscheidenden Augenblick war er findig und verschlagen und verstand

jeden Schlag zu parieren. So hatte ihn das Unglück zum Kämpfer gemacht. Es werden böſere Zeiten kommen, dachte er. Einſtweilen bin ich noch nicht ausgeſchaltet, einſtweilen wirke ich noch. Ich rege Chloe auf, ich bewirke es, daß man ſie vier Wochen lang einſperrt, ich halte ihre Familie in Atem. Man muß mit mir rechnen und man muß mich fürchten.

Als Chloe das erſte Mal wieder allein ausgehen durfte, ſprach Günther ſie wiederum an. „Was brauchſt du denn daheim gleich zu weinen, wenn ich einmal ein bißchen unſanft bin?“ „Ich habe nicht geweint.“ „Leugne das bitte nicht, dein Vater hat mirs erzählt.“ Er verſuchte dies auf gut Glück und entdeckte die Wahrheit. Chloe wurde kleinlauter. „Du hatteſt mir ſehr weh getan, weil du meinteſt, ich hätte dich früher in meiner Liebe belogen.“ „Selbſt wenn ich dir weh tat, konnteſt du zu Hauſe darüber ſchweigen. Was hat dir dein Bekenntnis genutzt? Eingeſperrt hat man dich.“ „Das war mir gleichgültig,“ gab ſie zur Antwort, „es war mir ſogar angenehm. Ich habe gar kein Bedürfnis mehr nach Freiheit.“ Günther lachte. „Das iſt ſchlimm. Du ſcheinſt ein langweiliges Leben zu führen, ſeit ich mich nicht mehr für dich intereſſiere.“ „Nein, ich vermiſſe garnichts. Ich bin anders geworden.

In mancher Hinsicht bin ich ja noch immer ein Kind, aber in vielem fühle ich mich jetzt reifer.“ Er kämpfte gewaltsam gegen seine Rührung und lenkte ab. „Wenn ich neulich sagte, du habest gelogen, hatte ich nicht recht? Wenn deine Empfindungen so tief waren, wie du mir stets versichertest, so konnten sie unmöglich in kürzester Zeit vergehen. Nur eine neue, gewaltige Leidenschaft, die mit Macht dein ganzes Wesen eingenommen hätte, würde die für mich verdrängt haben können.“ Er pochte nur an — die entscheidende Frage zu stellen nach dem Entweder-Oder, dazu fehlte ihm der Mut. Chloe wich aus, aber einen großen Teil ihrer Gefühle deckte sie auf. „Für Friedrich fühle ich nur Freundschaft,“ bekannte sie. „Ihn liebe ich nicht, darin irrte ich mich. Und ich irrte mich, als ich glaubte, durch ihn habe sich das Verhältnis zwischen dir und mir verändert. Was uns verband, das war rein. Aber durch meine Faschingsschuld habe ich es beschmutzt. Davon hat sich unsere Liebe nicht wieder erholt.“ Reue lag in ihrem Ton. „Aber jetzt könnte mir so etwas nicht mehr passieren. Ich bin viel ernster geworden.“ War das ein Werben? Günther faßte es so auf und antwortete: „Mit dieser Versicherung ist mir nicht gedient. Die kenne ich schon zur Genüge. Du bist leicht zu haben, leichter als eine Dirne.

Eine Dirne verlangt wenigſtens einen reellen Entgelt. Aber dir genügt einige Schmeichelei und ein paar ſeichte Komplimente."

Sie mußte in einen Laden und, ungeachtet ſeiner rohen Worte, bat ſie ihn einen Augenblick zu warten. Er begleitete ſie noch weit in die Stadt hinein, ſie ließ es zu, trotzdem ſie ſoeben erſt ihrer Gefangenſchaft entkommen war und ihre Freiheit von neuem aufs Spiel ſtellte, indem ſie ſich mit Günther auf der Straße zeigte. Er fuhr fort, mit ſeinen Worten unbarmherzig Schläge zu verſetzen. Mochte ihn Chloe nicht mehr lieben — Macht hatte er noch immer über ſie. Selbſt in ihren gegenſeitigen Beſchimpfungen waren ſie ſich ähnlich, war eine Art von Gemeinſchaft und Vertraulichkeit. Günther beobachtete, wie ſich Chloe gegen jeden ſeiner Angriffe zunächſt trotzig auflehnte, aber bald erlag. Iſt in ihr, der Stolzen, ſo viel wehe Müdigkeit und ſterbende Selbſtachtung? Als ſie ſich trennten, war es nach nutzloſem und für ihn unentſchiedenem Wortſtreit, denn ſeiner äußeren Übermacht ſtand auf Chloes Seite das zwar nicht ausgeſprochene „Ich liebe dich nicht mehr" gewaltig entgegen. Sie hatte mancherlei ehrlich bekannt, er hatte, ſpitzfindig, Verſtecken geſpielt — die große Frage, in der Günthers Herz zitternd bangte, blieb ungelöſt, ja ward ängſtlich umgangen.

In der nächsten Zeit sah er Chloe stets in Begleitung des Vaters und der Mutter. Dennoch gab er die Jagd nicht auf. Er stand, in verborgenen Winkeln, vor ihrem Hause, folgte ihr auf heimlichen Fährten, wußte, wann sie abends zu Bett ging und wann sie in der Frühe aufstand, duckte sich, wenn sie auf Spaziergängen war, spähend hinter Hecken und öffnete, immer am Werk, sich hundert Gucklöcher in ihr Leben.

Ein neues Kleid, in dem er sie zum ersten Mal sah, weckte Haß in ihm, und er rächte sich, indem er sich einen neuen Anzug kaufte und festlich einherging. Saß sie in Wirtschaftsgärten in seiner Nähe oder traf er sie auf der Straße und in Läden, so redete er lebhaft mit seinen Freunden, betrug sich ausgelassen und lachte.

XIX

Chloe war ohne ihre Eltern zu Verwandten gereiſt, und Günther, der, ſelber Spion und andere zu Spionen machend, zahlloſe Fühler nach ihr ausſtreckte, hatte bald ihre Adreſſe erfahren. Weil die Eltern Chloe jedenfalls aus Furcht vor ihm fortgeſchickt und vielleicht Anweiſung gegeben hatten, ihre Poſtſendungen zu überwachen, ſchrieb er ihr einen oberflächlichen Freundesbrief und forſchte nur zum Schluß, nachdem er teilnahmsvoll ihr blaſſes Ausſehen erwähnt und ihr eine gute Erholung gewünſcht, ob ſie etwa einen Kummer habe. Chloe antwortete, gereizt durch ſeinen Ton, aus dem ſie anſcheinend die berechnende Vorſicht nicht herausgehört hatte. „Da ich eben nichts zu tun habe," begann ſie, „will ich die Zeit ausfüllen und deiner Bitte, dir zu ſchreiben nachkommen. Mir geht es ſo gut wie noch nie, ich bin ſehr geſund und luſtig." Dann ſchilderte ſie das heitere Leben, das ſie führe, erwähnte viele Freunde, mit denen ſie ſich im See badend und auf dem See rudernd

umhertummle, ſodaß ihre Arme ſchon ganz braun geworden ſeien. Sie leſe ſehr fleißig und treibe viel Muſik. Daran ſchloß ſie mehrere Seiten voller altkluger Betrachtungen literariſcher und muſikaliſcher Werke und fällte kategoriſche Urteile. Streng richtete ſie das Spieleriſche oder die krankhafte Phantaſie mancher Produkte und pries dagegen die Geſundheit und Klarheit der Natur, der ſie jetzt viel näher getreten ſei. Übrigens habe ſich ihre Art, zu leſen, ſehr geändert, früher habe ſie ſich bei einem Gedicht leicht durch den ſchönen Klang beſtechen laſſen, nun ſuche ſie vielmehr nach dem Inhalt und den Gedanken und ſei bemüht, ſich die Stimmung, aus der die Gedanken entſprangen, zu vergegenwärtigen. Für Günthers Bitte, ihm ihr Vertrauen zu ſchenken, dankte ſie. „Doch deine Vermutungen waren falſch. In meinem Innern iſt herrliche Ruhe, und keine Mißtöne klingen in meiner Seele. Ich ſehe erſt jetzt, wie reich die Welt iſt und wie lange man in den Kinderſchuhen tappt.“

Günther durchſchaute den Brief. Aber er litt ſchwer unter ihm, obwohl er wußte, daß dieſe Seiten, die Chloe ſchrieb, da ſie eben nichts zu tun hatte, das Ergebnis tagelangen Nachdenkens und angeſtrengteſter Arbeit waren.

Da man ſeinen Brief nicht abgefangen und Chloe ihm ungehindert ſo ausführlich hatte

antworten können, glaubte er, die weitere Korreſpondenz ſei ohne Gefahr. Drum rüſtete er ſich zu einer langen und ſchonungsloſen Entgegnung. Zunächſt verſpottete er ihr unreifes Backfiſchgewäſch über Kunſt und ihre Bemühungen, ihm mit dieſen krampfhaften und geſchmackloſen Lächerlichkeiten zu imponieren. Auf die leiſe Koketterie mit ihren braunen Armen, die ihn an ſein ſo oft geäußertes Entzücken erinnern ſollte, welches er in Edental empfunden hatte, als ſie beim erſten Kuß ihre ſonnverbrannten Kinderärmchen um ſeinen Hals ſchloß, erwiderte er, es ſei höchſt überflüſſig, ihm ihre Reize anzupreiſen. Bisher hatte er es, abgeſehen von einigen zwar gehäſſigen, jedoch gelegentlichen Andeutungen, vermieden, Erinnerungen aus ihrem gemeinſamen Glück in den Streit mit Chloe zu zerren, und nur da dies zu einem ſtillen Übereinkommen geworden war, konnte ſie einen ſolchen Brief wagen. Jetzt änderte Günther jählings und verräteriſch die Kampfesweiſe und würdigte die verſchonten Heiligtümer zum Kriegsgebrauch herab. Er zitierte die tiefſten Sätze aus Chloes früheren Briefen, Sätze von einer Schönheit, wie ſie nur die Liebe bilden kann, und ſetzte daneben aus ihrem jetzigen Stellen, die von einer albernen Geſpreiztheit waren, weil ſich in ihnen eine reine und offene Natur verſtellte und daher entſtellte. „Und da-

mals, als du Worte hatteſt, die aus der Fülle großer Empfindungen ſtrömten, da tappteſt du alſo noch in den Kinderſchuhen? Da ſahſt du noch nicht, wie reich die Welt iſt? Ich habe dich wohl daran gehindert? Und du ſagteſt mir dennoch immer wieder, du ſeieſt reich wie kein anderer Menſch und durch mich ſei dir die Welt erſt groß und ſchön."

„Mir, der ich jedes Fleckchen deines Körpers und deiner Seele kenne, ſpielſt du eine ſolche Komödie vor?" Und Günther begann ein Gericht. Er rekapitulierte alles, was ſie je mit ihm erlebte, und zeigte, wie ſie ganz durch ihre Liebe und durch ihn geworden war. „Glaubſt du, daß ich weiß, was deiner würdig iſt, und was nicht? Daß ich ſehe, wann du groß biſt und wann klein? Als ich dir neulich ſagte, du müßteſt dich vor jedem Säugling ſchämen, und du da die Augen niederſchlugſt, und wie ich dich kurz darauf beobachtete, daß du dich in einem Park, erbleichend, von ſpielenden Kindern abwandteſt, das war deiner würdig. Und in den noch immer friſchen Qualen deiner Reue über die Faſchingsſchuld, die du mir geſtandeſt, offenbarte ſich das Edle deiner Natur. Das waren letzte, vereinzelte Züge deines reinen Weſens, das jetzt deine große Lüge begraben hat. Iſt es etwas anderes als eine große Lüge, daß du

mich ruhig in dem Glauben ließeſt, du liebteſt Friedrich, bis ich ſelber ſchließlich die Wahrheit aus dir herauszog? Nach dem Faſching kamſt du zu mir und legteſt dein Geſtändnis ab auf die Gefahr hin, die Treppe hinuntergeworfen zu werden. Nach jenen Vergehungen warſt du nicht ſehr geſund und luſtig, ging es dir nicht ſo gut wie noch nie, war in deinem Innern keine herrliche Ruhe. Da warſt du blaß und abgemagert, voller Schmerzen und verhärmt. Nur eines kann dich retten von deiner Erniedrigung; wenn du dich ſelbſt verachten lernſt."

Und er zog ſogar Chloes Eltern mit in ſein Gericht, indem er des Vaters eitle und anmaßende Vermutungen, Günther laufe ſeiner Tochter nach, verhöhnte und die Mutter der Charakterloſigkeit und Indifferenz zieh.

Auf dieſen Brief bekam er keine Antwort. Durch einen Zufall hörte er, Chloe habe ſo ſehr an Heimweh gelitten, daß ſie ſchon wieder zurückgekehrt ſei . . . Als er ſie mit ihren Eltern traf, würdigten ihn dieſe keines Wortes, nur Chloe gab ihm auf einige Fragen ſachliche und kurze Auskunft. Da erriet er plötzlich, daß man ſeinen Brief gefunden hatte. Nun wußten Vater und Mutter, daß ſie von ihrer Tochter hundertmal hintergangen worden waren, daß Chloe ſich monatelang zu Günther geſchlichen und ihm

angehört hatte, und ſie wußten es aus ſeinen frechen Worten, die ſie nicht entſchuldigen konnten, da ſie ſeine Beweggründe nicht kannten. Günther ahnte, was Chloe litt, ahnte die Vorwürfe und Anklagen, die Auseinanderſetzungen, in denen man die verletzbarſten Teile ihres Herzens ohne Schonung durchwühlte und ihre keuſcheſten Geheimniſſe ohne Scham entblößte, ahnte, daß die Eltern vielleicht nicht verziehen, ihr jegliches Vertrauen entzogen, ja, ſie, die ſchon genügend geprüft und ganz vereinſamt war, in all ihrem Unglück noch als verachtungswert behandeln und ihn, Günther, vor ihr ſchmähen und herabſetzen würden, ahnte ihre Tränen und wie ſich aus der Gedemütigten Haß und Erbitterung gegen ihn erheben mußte.

Er ſah ſie nicht mehr, denn ſie verreiſte wieder, diesmal mit ihren Eltern und für mehrere Monate. In dieſer Zeit ſtummen und unaufhörlichen Leidens, wo er von jeder Verbindung mit ihr abgeſchnitten war, konnte er nur mit Zittern eine Zeitung öffnen: Wenn ſie jetzt ſtürbe, wie würde ich es erfahren? Nur durch ſolch ein Blatt.

Freunde zogen ihn für einen Nachmittag mit aufs Land hinaus, in einen bunten Herbſt. Aus der Tiefe atmeten die Täler, und das Vorgebirge wanderte ſehnſuchtsvoll in das dunkle

Blau ferner Alpen. Um die Wieſe, auf der ſie ſaßen, führten Tannen im Winde einen ſanft bewegten Tanz. Der Strauch über ihnen legte ſein gelockertes Laub mit ſchlanken roten Flecken in den kühlen, gläſernen Himmel. Und während die Freunde dies genoſſen, fiel Günther ein Wort Chloes ein: „O, mich ärgert es, wenn ſie den Wald und die Wieſe ſchön finden. Mit dir ſind ſie ſchön und ohne dich nicht.“

Als die Familie wieder in der Stadt wohnte, blieb Günther eines Abends ſchreckgelähmt vor ihrem Hauſe ſtehen. Alle Fenſter waren feſtlich erleuchtet. „Wenn man Chloes Verlobung feierte? Ich wüßte nichts und könnte es nicht hindern.“ Und eine Angſt beherrſchte ihn mehrere Tage.

In einem Konzert ſah er ſie endlich. Sie ſaß vor ihm, ſodaß ihn der Duft ihrer Haare berührte. Eine Mozartſche Muſik wurde geſpielt, und ihn überwältigte es, unter ſolchen Umſtänden zum erſten Male mit Chloe zuſammen Mozart zu hören, den ſie über alles verehrte, ſodaß ſie als Kind einmal geweint hatte, daß ſie nicht zu Mozarts Zeit und in ſeiner Nähe hatte leben und ihn lieben dürfen. Günther dachte: Meine Geliebte, weſſen Herz, außer deinem, kann denn wohl wie meines frohlocken unter dieſen Tönen, die gleich Kinderfüßen kommen und den Duft tanzend geſtreifter Blumen tragen? Spürſt du

denn nicht, daß nur ich dir die Hand reichen kann zum Reigen durch Wieſengrün und Himmelsblau? Daß nur unſere beiden Seelen wie dieſe klingenden Wellen glitzern und funkeln? Daß ſie atmend ſchreiten in die taulge Friſche, begnadet mit aller guten Fülle und frommem Lachen, des Meeres, des Windes und der Sonne frohe Gefährten? Nur tief in dir und mir ſchmilzt jener Flötenlaut ſo köſtlich und löſt ſich der Geſang der Geigen ſo in ſeligen Tränen. Chloe, du ſtarke, braune Luſt, weſſen Seele kann dich denn wie meine ſo ungeſtüm greifen in dieſem üppigen Quellen aller Töne und Farben? Verwandt bin ich und tief vertraut mit allen Waldſchluchten und Bergwaſſern, Sommernächten und Frühlingsmorgen deines Herzens, Herr und Deuter all ſeiner Träume und Geheimniſſe. Und ich bin doch ausgeſtoßen. Bleiern hängt der Himmel auf mich herab und drückt mir das Haupt ein, und mein Herz iſt verweint. Was glaubſt du denn allen Lügen und Irrtümern? Früher ſahen wir uns in die Augen und küßten unſere Lippen, früher vertrauteſt du und warſt gütig. Aber jetzt erſt, mit tauſend Schmerzen, jetzt erſt, ſeit ich dich Verlorene bejammere, liebe ich dich.

XX

Oft mußte Günther daran denken, daß ſeine Schweſter zu ihm ſagte: „Als ich dich das erſte Mal beſuchte und, nachdem ich Chloe geſehen hatte, dich anflehte: Verlaſſe dieſes Kind niemals — wer hätte da geglaubt, daß ſie dich einmal verlaſſen würde?“ Er konnte es nie begreifen und ſich niemals finden in die verwandelte Welt. Die Stirn gelehnt an die zerbrochene Säule voll von den Zeichen überſeliger und nun begrabener Stunden ſtand er Tag für Tag, in den grauen Mantel ſeiner Schwermut gehüllt, und ſchickte ſeine Sehnſucht nach der Einen, die, von ihm abgewandt, die ausgeſtorbene Erde noch bewohnte. „Wenn ich ſie nicht wiederfinde, bleibt, durch die furchtbare Abſchiedsſtunde, als ſie mir mit froſtiger Stimme mein Todesurteil ſprach, ein Grauen mein Daſein.“

Er ſuchte immer noch Tag für Tag in den Straßen. Das ganze Räderwerk ſeines inneren Lebens war in ſinnloſe Verwirrung geraten. Sein Kopf war dem Herzen ungehorſam, ſein

Herz wußte nichts vom Kopfe, alle ſeine Kräfte griffen nicht mehr ineinander, ſondern raſten, aus ihren Bahnen geſchleudert, ohne Zweck. Oft erſchienen ihm ſeine Triebe wie Pferde, die ihn alle gleichzeitig nach verſchiedenen Richtungen zerrten. Voll bitterer Qualen mit müden Füßen Chloe ſuchend, ſpähte er lüſtern nach fremden Mädchen, machte Bekanntſchaften und genoß trüb und finſter Küſſe und Umarmungen. „Die Flamme, die Chloe in mir anzündete und die durch ſie rein und hehr brannte, kann nie mehr erlöſchen und muß jetzt düſter ſchwälen.“ Und er bedachte die Luſt des Fleiſches und ihre große Traurigkeit.

Alles, was Günther unternahm, geſchah im Hinblick auf Chloe, gehörte zur weiteren Ausdehnung ſeiner Kriegspläne. Da ſeine Streifzüge wochenlang vergeblich blieben und er ſie auf der Straße niemals ſah, mußte er auf den bald beginnenden Faſching zuarbeiten. Er, der lauten Freuden abhold war, erlernte jetzt das Tanzen. Aber er traf Chloe mit ihrer Mutter nur auf einem einzigen Feſt im Dezember. Dort trug er vor ihren Augen eine ungezwungene Ausgelaſſenheit zur Schau, tanzte wild und zeigte ſich glücklich in den Umarmungen ſchöner Mädchen. Denn die Gunſt der Mädchen fiel ihm jetzt zu. Das bemerkte er mit Staunen, als er den Saal be-

trat und ihn sofort heiße Augen suchten und Hände fest die seinen drückten. Früher hatte er geglaubt, er sei einer, der von Frauen nicht geliebt werden könne. Damals hätte ihn die Neigung einer Kellnerin beseligt. Nun waren seine Blicke Eroberer. Denn sie waren nicht mehr schüchtern vor Sehnsucht und ängstlich vor Gefühlen. Auch hatten die großen Schmerzen seinem Aussehen das Weiche und Knabenhafte genommen — um den Preis seines Glückes hatte er sich das Wirksame einer begehrenswerten Männlichkeit erkauft. Seine Erfolge waren größer, als er sich träumen ließ. Er griff, ohne es zu wollen, in Schicksale ein, entfachte in Herzen Sehnsucht, die noch lange nach den Festen in schlaflosen Nächten mit Tränen seinen Namen nannte, weckte Eifersucht und Fehde. Jungen Mädchen gefiel er und Frauen, dunklen so sehr wie blonden. Er stellte sich einmal vor seinen Spiegel und empfand zum ersten Male seit Chloes Abschied Freude und Rausch. „Ja, ich bin schön geworden. Und bin ich nicht jung? Bin ich nicht schlanker und kräftiger und vermögen meine Augen nicht zu leuchten?“ Zum ersten Male trotzte er Chloe und seinem Schicksal. „Mit Eifersucht sah ich die vielen jungen Männer, die dich umgeben, mit Eifersucht auf jene, mit Neid auf dich, und fühlte mich noch ärmer als

ſonſt. Doch ich bin zum mindeſten ſo reich wie du, o ich bin reicher, wenn ich deine jungen Männer mit meinen lieblichen Geſchöpfen vergleiche. Ich brauche nur die Hand auszuſtrecken und mir fällt zu, wonach ſich viele ihr ganzes Leben lang verzehren.“ Aber kurz war ſein Rauſch. Während er an die Tränen aus Augen dachte, die ihm ehemals mit einem einzigen Blick eine vor Glück ſchlafloſe Nacht bereitet hätten, ſank er ſchon wieder in ſeine arme, nur von ſtechenden Schmerzen unterbrochene Not und ſprach: „Was nützte es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?“

Er, der jetzt allen gefiel, denen er gefallen wollte, vermochte nicht zu glauben, daß allein auf Chloe ſeine Anziehungskraft ohne Wirkung bliebe. Und, längſt krank und maßlos alle Möglichkeiten ſeiner Vorſtellung ausſchöpfend, malte er ſich oft aus, daß Chloe durch irgend einen Zufall neben ihm auf demſelben Lager ruhte. Dann würde ſie nicht gleichgültig bleiben können, ihr Blut würde erwachen müſſen und damit alle Erinnerungen ihres Blutes und die ganze Süße des ehemals Geliebten müßte ſie neu ſchmecken wollen.

Wenn er am Abend Triumphe gefeiert hatte, irrte er dennoch am nächſten Tage wieder durch

die Stadt. Als es ihm endlich gelang, Chloe zu ſprechen, erfuhr er, daß ſie immerzu krank geweſen war, daß ſie, ohne ein beſtimmtes Leiden, Fieberanfälle gehabt hatte, die ſich jede Woche wiederholten. Er fand ſie ſehr verändert. Sie redete viel von ihrer Weltanſchauung, die ſich von der Günthers ſehr unterſcheide. Er lachte auf. „Schwatz doch bitte mit deinen ſiebzehn Jahren nichts von Weltanſchauung.“ Sie ließ ſich jedoch nicht davon abbringen und behandelte ihn von oben herab. Er erkannte, daß ſie, die durch innere und äußere Aufregungen krank geworden war, zu ſolchen Wandlungen hatte kommen müſſen. Ohne den Beiſtand eines reifen und verſtehenden Menſchen, wie er ihn an ſeiner Schweſter gehabt hatte, und ohne ſeine Hoffnung auf dereinſtige Wiedervereinigung, konnte ſie ihr gedemütigtes Selbſtbewußtſein nur durch ſteile Anmaßung wiederherſtellen. Er hörte, daß ſein Brief wirklich gefunden worden war. Sie hatte darauf ihren Eltern ausführlich gebeichtet, tat nichts mehr gegen ihr Wiſſen und ihren Willen und ordnete ſich ihnen voll Vertrauen unter. So einſam und ſo mürbe war ſie geworden. Als Günther auf den Brief zu ſprechen kam — ſie ſtanden ſchon vor Chloes Hauſe —, geriet ſie in Aufruhr. Auch ihre Mutter ſei voll Empörung geweſen. „Weil ich ihrem Töchterchen

darin nicht den schuldigen Weihrauch streute," spottete er. Das brachte sie vollends in Wut. Sie fand für die Schändlichkeit des Briefes keine Worte mehr. „Der Brief! Dieser Brief!" stammelte sie nur noch und zischte und schielte vor Haß. Dann wandte sie ihm den Rücken zu und ging ins Haus.

Chloes Mutter vermied es, auf der Straße mit Günther zusammenzutreffen und seinem Blick zu begegnen. Sie wich ihm aus. So geschah es, daß zweimal sein Gruß nicht erwidert wurde. Da warf er sich, durch die lange Übung einem törichten und kleinlichen Kampfeseifer verfallen, der Enttäuschung und den Schmerzen einer zärtlichen Mutter gegenüber in Feindesstellung, pfiff in ihrer Nähe und, indem er zu grüßen unterließ, musterte er sie.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, und Günther dachte an den vorigen Jahresschluß. Damals hatte ihn am Silvesterabend eine unerklärliche Angst befallen, als verlasse er die Zeit seines Glückes und trete eine neue an voller Zerstörung und Dunkel. Das war eine Vorahnung seines Unheils gewesen. Auch die Nacht über hatten ihn unbestimmte Träume gequält. Aber am Neujahrsmorgen hatte ihn Chloe mit einem Kuß geweckt. Sie war an sein Bett geschlichen und stand nun vor ihm, lachend in

ganzer Liebe und alle böſen Träume verſcheuchend. Waren jene eine Vorbedeutung der Schickſalsſchläge geweſen, ſo war das Erwachen durch den Liebeskuß Vorzeichen eines guten Jahresendes. Einen gläubigen Aufſtieg aus der Schmerzensnacht nahm plötzlich Günthers Herz. Er hob die gefalteten Hände: „Gütiger Vater im Himmel, du läßt plötzlich mein armes Herz in heiliger Hoffnung brennen. O betrüge mich nicht. Es iſt ein Herz, für alles Schöne offen, angetan, deine Schöpfung tiefer und reiner zu fühlen als viele andere Herzen, von dir ſelbſt ſo geſchaffen. Es bittet dich nur um den einen Menſchen, deſſen Herz du ihm verwandt erſchufſt, und wird dir ſein Leben lang danken und lobſingen.“ Und er ſprach den von ſeiner Schweſter gehörten Vers:

„Hoffnung hintergehet zwar,
aber nur, was wankelmütig,
Hoffnung zeigt ſich immerdar
treu geſinnten Herzen gütig,
Hoffnung ſenket ihren Grund
in das Herz, nicht in den Mund.“

Er wollte Chloe an das Neujahrserlebnis erinnern. Er wollte ſie daran erinnern, daß ſie ihm zu ſeinem Geburtstag geſchrieben hatte, ſein Leben ſolle ſchöner und glücklicher werden, was ſie dazu tun könne, wolle ſie tun. Er wollte ſie

daran erinnern, wie oft ſie geſchrieben habe, ihre Liebe werde noch viele ſchwere Prüfungen beſtehen müſſen, aber ſie werde ſie beſtehen. Jetzt war es genug aller gewaltſamen Grauſamkeit und erzwungenen Kälte, des verwundenden Spiels, der Gehäſſigkeit und Lüge. Gab es kein Verſtändigungsmittel zwiſchen ihnen? O ja, noch gab es eines: ein wahres und liebes, ſchlichtes und warmes Wort. Das mußte Wunder wirken. Günther hatte jetzt zur Genüge gezeigt, daß er hart ſein konnte, ſein Stolz war vollauf gerettet, und geſtraft hatte er ſchon mehr, als gut war. Sie hatten beide genug gebüßt und gelitten. Jetzt ſollte Friede werden. Günthers Herz ſchwoll in heiß ſtürmender Hoffnung und im Drang ſeiner Güte.

Er eilte Chloe entgegen, als er ſie erblickte. Sie hemmte abweiſend den Schritt. „Ich bitte Sie, mich nicht mehr auf der Straße anzureden. Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben.“ „Aber Chloe, was fällt dir ein? Was haſt du für einen Grund, ſo mit mir zu ſprechen?“ „Meine Eltern haben es mir verboten, auf der Straße deine Beläſtigungen zu dulden. Du grüßt meine Mutter nicht mehr.“ „Bitte, ſie erwidert meinen Gruß nicht.“ „Einerlei. Wenn du meine Mutter nicht grüßt oder ſie es für nötig hält, deinen Gruß nicht zu erwidern, ſo will ich auch nichts

von dir wiſſen. Alſo bitte, entferne dich jetzt und ſprich nicht wieder mit mir.“ „Es liegt mir nicht das Allermindeſte daran,“ ſagte Günther und zog den Hut.

Er grüßte ſie bei der nächſten Begegnung ernſt und höflich. Aber ſie wandte ſich ab. Und von nun an gingen ſie aneinander vorüber wie zwei Menſchen, die ſich nicht kennen.

XXI

Aus dem Reigen der Mädchen, die durch ſeinen Faſching gegaukelt waren, hatte ſich eine gelöſt, und Günther hielt, nachdem der fröhliche Lärm verklungen, feſt Ruths Hand. Er drückte ſeine wunde und ſtarre Bruſt tief in Frohſinn und Lebenswärme. In ſeiner notverdunkelten Stube leuchtete die Anmut ſüßer Mädchenſchultern auf und drang aus klugen Zügen ein freier, offener Blick. Wohl zeigte er Ruth, daß der Schatten großen Liebesunglücks über ſeinem Leben lagerte, aber den ganzen Verlauf ſeines Schickſals mit Worten vor ihr heraufzubeſchwören, wagte er anfangs nicht. Erſt in einem Sturm der Umarmungen, als er an ſeinem Herzen bis zum Schwindeln ihre Liebesbereitſchaft fühlte und ihren ſelbſtvergeſſen raſenden Wunſch, ihm ſo mit Leib und Seele immer zu gehören, ſchluchzten ſeine Bekenntniſſe ſich frei und netzten mit Tränen das Kiſſen. „Hier könnte ich alles haben, deſſen ich bedarf, das Glück will ſich mir ſchenken und bei mir ſein. Aber Ruth, liebſte Ruth, ich muß

immer und ewig Chloe lieben. Bis zum Tode, o nein, bis über ihn hinaus. Denn erſt dann werden wir uns wiederfinden."

Nun begann die Zeit, wo ſie beide unglücklich waren und er das Herz marterte, das ihm Troſt brachte. „Ich muß mich ja fürchten," ſagte Ruth, „vor jedem meiner Gefühle. Auf alles, was unbewußt, hold und neu in mir für dich aufſteigen will, legt ſich die furchtbare Unmöglichkeit, dir jemals zu gehören. Mein Herz möchte zum erſten Male Blüten treiben, und ich muß ſie mit eigener Hand erſticken." Und ſie kämpfte einſame Kämpfe. Sie hatte die Geſchichte von Günthers Glück und Unglück gehört, von ſeiner und Chloes Liebe, hatte tiefe Einblicke getan in die Zuſammengehörigkeit zweier Weſen, getrennt durch ein blindes und plumpes Geſchick, hatte groß und deutlich ein Geſchöpf geſchaut, das unwiderſtehlich, auch ſie, zur Liebe zwang: Chloe, wohlgebildet an Leib und Seele, Gottes Liebling in edler und hoher Vollkommenheit. Hier zu helfen mit allen Kräften, Getrenntes neu zu binden, Irrtümer zu klären, Streit zu ſchlichten, einzugreifen in den zerſtöreriſchen, das reinſte Glück nicht achtenden Gang der Dinge — dieſer Wunſch hatte ſich ſtark und unmittelbar aus warmem Mitleiden erhoben. „Aber wenn ſie ſich *nicht* wiederfänden!" er-

hob es ſich ebenſo ſtark, ja, ſtärker, mit der ſehnſüchtigen Stimme heißen Glückverlangens. Und Ruth lag mit vielen Tränen in einſamen Kämpfen.

So wurde es Frühling. Günther ſchritt in ihn hinein mit einem Menſchen, fähig zu aller Liebe und allem Verſtehen, und mit ſeinem ewig neuen Kummer. An einem einzigen Sonntag waren die Blättchen der Kaſtanienbäume groß geworden und hatten ſich die Kerzen der kommenden Blüten, am Morgen noch kaum ſichtbar, hochgereckt, ſodaß die Menſchen, die von Ausflügen heimkehrten, vor den Gärten ſtehen blieben, andächtig wie durch ein Wunder und mit Glück in den Augen. Günther und Ruth ſtanden in blauer Nacht, durch die lau das Lied des Werdens ſchwoll. „Bei jedem Blättchen denke ich an dich," hatte Chloe vor einem Jahre geſprochen, und Günther: „Du biſt mein Frühling." Von Tränen übermannt, erzählte er es. „Damals wollte ich jedes Blättchen küſſen und wollte meinen ganzen Dank, daß mein Leben und ſeine große Sehnſucht endlich Erfüllung gefunden hatte, mit Tränen auf eine Kinderſtirne legen. Da wandte ſie ſich ab." Auch Ruth wurde von Tränen übermannt. „Du weinſt. O, meine Freunde haben darüber geweint, harte Männer haben darüber geweint," ſprach Günther. „Gott und alle

ſeine Engel müſſen darüber weinen," ſagte Ruth.

Und nach ſchweren Tagen: „Wer dich ſo nicht liebt, wie Chloe, der hat kein Anrecht auf dich."

Ihr ganzes Herz empörte ſich gegen Günthers Schickſal. „Das kann und darf nicht ſein. Man müßte an allem irre werden, an ſich ſelber, und könnte nicht mehr leben wollen." Und wiederum empörte ihr Herz ſich gegen ihn, wenn ſie vernahm, wie grauſam er Chloe behandelt hatte, und mit Zornestränen erklärte ſie ſein Schickſal für ſelbſtverſchuldet und wohlverdient. „Brauchteſt du ſtreng zu ſein gegen ſie, die ſtreng genug iſt gegen ſich ſelbſt und vielleicht noch mehr litt als du? Aber ſelbſt wenn du es brauchteſt — mußteſt du gegen ſie wüten? Du warſt der Ältere und in allem Überlegene, du hätteſt ſie trotz aller Strenge liebevoll und weiſe leiten können. Eine reife, bewußte Frau hätteſt du durch ſolche Demütigungen gezwungen, zurückzukehren, ſie hätte den Sinn deiner Handlungen verſtanden und wäre nicht an dir verzweifelt. Aber wer ſchlägt denn auf ein verwirrtes Kinderherz, das ſich ſelbſt nicht kennt, mit Keulen?"

Und doch richtete ſie ihn langſam auf, ihn heilend und ſtärkend. Ihre klare und geſunde

Lebensſtimme ſprach in die Tiefen ſeines Verzagens hinein, indem ſie die verdorrte Blume ſeiner Hoffnung erfriſchte und pflegte. Viele Wolken nahm ſie mit zärtlicher Hand von ſeiner Stirn, trug kameradſchaftlich mit ihm, was der Tag brachte, und machte ſein Zimmer zum Heim, durch das ſie als treue Gefährtin ſchritt. Aber er dankte ihr oft genug mit Härte, mit einem dumpfen, verſtockten, kleinlich quälenden Weſen, das herriſche Anwandlungen hatte und den hölliſchen Trieb, weh zu tun, und mit gereiztem Widerſpruchsgeiſt, in den er ſich ſelbſt mürriſch verfing. Dergleichen hatte früher ſeiner gütigen und hingebenden Natur fern gelegen; das Unglück hatte ihn verſchlechtert. Oft genug befiel ihn die Angſt, nicht mehr ſo fühlen zu können, wie früher, und er konnte es auch nicht. Dann wieder quoll ſein Herz zärtlich über und überſchüttete Ruth mit all ſeiner betrogenen, verſchmähten und künſtlich zurückgedrängten Liebe. Daß er noch ſo viel zu geben hatte, erfüllte ihn dann ſelbſt mit Staunen, und daß er es, bei ſeiner grenzenloſen Liebe zu Chloe, aufrichtig einer andern ſchenken konnte. Dies war das Lied von Triſtans Liebe zur anderen Iſolde: Viele Organe hat der Mann, in die Welt zu greifen, und an ſich zu raffen, iſt auch ſein Lebensnerv zerſtört — Kein Unglücklicher, am

wenigſten, ſo lang er jung iſt, mag verzichten auf das, was ſich ihm an Glück noch bietet. Das Lied von Triſtans Liebe zur anderen Iſolde: vom blutenden, ſtürmiſchen Drang, die verlaſſene Bruſt an eine andere zu drücken, vom reinen, ſchuldloſen Betrug, von der ewig treuen Untreue.

Ruth hörte Günthers Klagen und trug dann doppeltes Unglück, ſeines und ihr eigenes. Aus ſeinen Klagen drangen Hilfeſchreie: ſie mußte helfen. „Wirf allen falſchen Stolz von dir,“ mahnte ſie, „er hat genug Schaden angerichtet. Wenn du noch nicht alle Glut in Chloe erſtickt haſt, ſo entfache ſie neu.“ Und wenn ihm das auch nicht gelingen würde, ſo wollte er doch wenigſtens Klarheit und Wahrheit ſchaffen zwiſchen ſich und Chloe und endlich mit ſeinem Schickſal ins Reine kommen, wollte zwiſchen ſich und dem Menſchen, den er liebte, nicht länger die Lüge dulden. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb an Chloe einen Brief, in dem er ſeine ganze Liebe geſtand, die Qualen eines Jahres ſchilderte und die Gründe ſeiner Lügen und Grauſamkeiten aufdeckte, ſchrieb aus Herzenstiefen, beſchwerte, was ihm an überzeugender Gewalt des Wortes zu Gebote ſtand, mit Tränen und Flehen und ſchloß: „Durchſuche die ganze Welt. Wo wirſt du einen Menſchen finden, der dich ſo lieben

kann wie ich? Oh denke an die ſchönſten und heiligſten Stunden, die uns je verbanden: Weſſen Umarmungen könnten ſo deine tiefſten Kräfte wild und gewaltig wecken und aufrütteln wie meine? Wer könnte dich ſo preiſen und dich ſo mit koſtbaren Reichtümern umſchließen wie ich? Und ſo dich betten in lauterſten Zärtlichkeiten und horchen auf das Geheimſte, das ſich in dir regt? Nur ich bin dir gewachſen und deiner würdig. Chloe, meine Chloe, täuſche dich nicht, wenn deine Liebe ſchweigt. Liebe kann lange ſchweigen, ſie kann viele Jahre liegen in Eis erſtarrt und dennoch eines Tages auftauen in Tränen und Seligkeit, ſie kann, geknickt und zerdrückt, dennoch wieder ſich hoch und herrlich emporrichten, ſie kann ſchlafen wer weiß wie tief und lang und mächtig neu erwachen, ſie kann beſchmutzt und betrogen ſein und vermag ſich endlich rein zu waſchen, ja, man glaubt, ſie ſei tot und begraben, und ſie wird neugeboren auferſtehn."

Wirklich antwortete Chloe, mit einem Brief, den er in einem ſchwindelnden Gewoge von Erwartungen und Bängniſſen öffnete. Sie bot ihm Freundſchaft an. „Mir ſind ſeit einem Jahr die Augen über vieles aufgegangen, ich habe die Welt und ihre Forderungen kennen gelernt und will den alten Weg nicht wieder betreten, den

ich längſt verließ. Meine Liebe zu dir iſt ſchon lange erkaltet, ſie ſchlich ſich leiſe, langſam fort, aber dann kam ſie nie wieder. Mit ihr ging der letzte Reſt meiner Kindheit fort, und ich fühlte, daß ich reifer geworden. Doch eine milde Ruhe drängte ſich an ihre Stelle, ein freundſchaftliches Gefühl, eine Ausſöhnung, und nur Gutes für dich, kein hartes Wort."

Wohl ſchmerzte ihn dieſer Brief, aber ſeinem Schmerze wurden Zügel angelegt durch die Erkenntnis, daß eine Liebesverſicherung unmöglich zu erwarten geweſen und daß ein Freundſchaftswort von ihr ſchon viel war, daß die Berge von Lügen und Irrtümern, Haß und falſchem Stolz, Schmerz und Mißtrauen, Spott und Härte, die ſeit einem Jahre zwiſchen ihnen lagen, ſich nicht ſo ſchnell wegräumen ließen. Doch urteilte er bei Ruth bitter über Chloes Antwort. „Dieſes dumme Geſchwätz von Reife. Als ſie mich liebte, war ſie reif, da floſſen ſchlicht und ungezwungen ihre Reichtümer, da brachte ihre eigentlichſte Natur köſtliche Früchte, da erkannte ſie die Forderungen ihrer weiblichen Beſtimmung und war bereit, ſie ernſt und mutig zu erfüllen. Die Forderungen der Welt hat der Kindskopf jetzt kennen gelernt, und während ihre Briefe damals voll natürlichen Tiefſinns und echteſter Schönheit waren, miſcht ſie jetzt ein patziges und geſpreiztes

Geſcheittun mit einer geradezu ſchmalzigen Poeſie.“ „Wie ſoll ſie denn das, was jetzt in ihr vorgeht, mit Worten geſtalten können?“ entgegnete ihm Ruth. „Die Liebe ließ ſie von ſelbſt den rechten Ausdruck finden, denn nur in der Liebe zeigt ſich Chloes Seele in ihrer ſchönen Vollkommenheit. Die Vollkommenheit wird aber nie verloren gehen, hinter wie viel abſonderlichen Hüllen, welche ihr die Entwicklung ihres Charakters aufdrängt, ſie ſich auch noch verbergen mag. Willſt du ſie tadeln wegen ihrer Entwicklung? In jenen Jahren, in denen man ſich bildet, iſt man nicht immer erquicklich. Wir haben mit ſiebzehn Jahren auch ſolche geſchmackloſen Briefe geſchrieben. Man fühlt zum erſtenmal ſeine Perſönlichkeit und kämpft mit geſundem Lärm, geſunder Anmaßung und großen Worten um ihre Anerkennung. Sei froh, daß Chloe von Reife und milder Ruhe redet. Das iſt dir ein ſicherer Beweis dafür, daß ſie ſich nicht verzettelt hat, und läßt ahnen, daß ein Jahr ſchwerer innerer Kämpfe, ja, wohl gar der Buße und Reue hinter ihr liegt. Darum wäre es auch unnatürlich, wenn ſie ſogleich wieder etwas von Liebe wiſſen wollte. Sie hat endlich Ruhe, wenigſtens ſcheinbare Ruhe, gefunden, aus der ſie ſich nicht ſo leicht aufſchrecken läßt.“

So begütigte und ermutigte ſie den Freund,

der, von Leiden geſchwächt, jeder trüben Stimmung haltlos erlag. Dabei ſtritt ſie ſelbſt mit ihrer Eiferſucht und oft genug mit Verzweiflung. Seinen Umarmungen ſich jäh entziehend, konnte ſie rufen: „Oh, was ich dir gebe, muß ja ſchal ſein.“ Günther aber: „Ruth, es iſt mir hoch und heilig. Tief innig fühle ich für dich. Schau, ich werde immer darunter leiden, daß ich dir, die ich knieend verehre, nicht viel mehr geben kann. Aber ich bin ſo arm.“ Und ſie, wieder ganz weich: „Das Wenige, was du in deiner Armut gibſt, iſt doch das Reichſte, was ich habe.“ Wieder ſtieß ſie ihn von ſich und mit Fäuſten ſchlug ſie nach ihm: „O hätte ich dich niemals kennen gelernt.“ Aus ihren Räuſchen hob ſich flehend und ſtolz ihre Stimme: „Bin ich ſchön? Bin ich jung? Sag es mir tauſendmal!“ Aber nichts rettete ſie von der einen Traurigkeit: „Nach unſern glücklichen Stunden bin ich mit all meinen Gedanken bei dir und du wieder bei deinem Kummer.“

Ja, er war nach ſeinen glücklichen Stunden wieder bei ſeinem Kummer. „Chloe, ich verſtehe dich, verſtehe, daß du damals im Faſching, mit deiner Liebe zu mir im Herzen, einen anderen küßteſt, und daß es dich, wenige Wochen ſpäter, wieder zu einem anderen zog. Lächerlich und kleinlich iſt es, darum eine Liebe anzuzweifeln.

Küſſen und in den Armen eines Menſchen ſein Herz ſchlagen fühlen, das iſt nicht Liebe. Liebe iſt: nach glücklichen Stunden mit ſeinem alten Jammer erwachen und mit wunder Sehnſucht an einem Hauſe vorübergehen."

XXII

In dieſer Zeit betete er jeden Abend inbrünſtig: „Gott, gib mir Chloe wieder oder laß mich ſterben.“ Er ſah ſie in allen Träumen ſeiner Nächte: Einmal hatte er mit ihr eine ruhige Unterhaltung über gleichgültige Dinge, aber er mußte ſich, von allmächtiger Zärtlichkeit überwältigt, unterbrechen: „Schöne Brüſtchen haſt du“ und ſie ſtreicheln; da brach ſie in Tränen aus und geſtand ihre Schmerzen und ihre Liebe. Ein andermal fragte ſie ihn nach allem, was er um ſie ausgeſtanden habe, und verſicherte ihm dann nur ihr Mitleid, jedoch unter ſo heißen Küſſen, daß er glückſchluchzend fühlte, ſie liebe ihn und wiſſe es ſelber nicht. In anderen Träumen ſtürzte er ihr zu Füßen mit den leidenſchaftlichſten Liebesverſicherungen, und immer war Chloe weich und weinte. Dieſe Tränen, im Traum von ihr geweint, waren ſein koſtbarſtes Gut, ſodaß er begann, ſich nur noch Täuſchungen zu wünſchen, und Gott bat, ihn irrſinnig werden und ihn im Wahn irgend ein Ding für Chloe

halten und ewig küſſen zu laſſen. Kamen Stunden, in denen er ſich gegen ſein Schickſal ſträubte und auflehnte, ſo trat ihm erſchreckend ins Bewußtſein, daß er in ſeinen ſchönſten Jugendjahren, wo andere voller Tatendurſt und goldener Hoffnungen frei in die offene Welt treten, Ketten an den Füßen ſchleppte und überallhin nach ſich zog; ſo wurde ihm jeder Ort ein Ort der Qual.

Seine verhetzten, immer wieder zur Tretmühle der Pein verfluchten Gedanken durften nicht einmal in die Heimat ſeiner Kindheit ihre Zuflucht nehmen. „Oh meine Mutter, zu ſolchem Los haſt du mich geboren. Und wünſchteſt doch mit dem letzten Gedanken vor deinem frühen Tode dem einzigen Sohne alles Erdenglück. Und ihr, die ihr mich an ihrer Stelle liebevoll heranpflegtet, was würdet ihr ſagen, wenn ich verarmt heimkäme, um alle Frucht betrogen?“ Auch der Garten, in welchem er mit ſeinen Träumen aufgewachſen war, verſcheuchte ihn. Denn unter jenen Bäumen fühlte er ſchon früh das Sehnſuchtsmal auf ſeine Stirne brennen. Zuerſt hatten den Einſamen die toten Dinge gelockt, Lichtkörper und Muſikinſtrumente, und ſein Herz hatte ſie belebt und um ſie gelitten. Dann hatte er, während ihn die Düfte des alten Holunders wie endloſe Geigentöne umſpannen, aus dem von weiblicher Hand gereichten Wein mächtigere Ergriffenheiten

getrunken. Und im bitteren, tränenerſtickten Glück der blauen Jasminnächte früher Jugend war er hinter den Mädchen geſchlichen, als hätten ſie Königreiche zu verſchenken von Schönheit und Güte. Was ſollten ſeine Gedanken jetzt in der Heimat, dort, wo zum erſtenmal der Traum von der wahren, reinen und innigen Liebe als Aureole in lichtem Gold ſein erſchüttertes Knabenhaupt umwob?

Indeſſen mühte ſich Ruth auf alle Weiſe, Chloe kennen zu lernen, und es gelang ihr nach mancherlei Verſuchen, mit ihr zuſammen zu einem Nachmittagskaffee eingeladen zu werden, bei dem ſich eine große Geſellſchaft in einem nahe bei der Stadt gelegenen Garten verſammelte. Ruth mußte gewaltſam ihr pochendes Herz bezwingen, als ſie Chloe über den Raſen ſpringen ſah, denn um dieſes fröhliche Mädchen ſproß eine tränenſchwere Muſik auf von den Schickſalen dreier Menſchen, und auf dieſem Lockenkopf, der ſich lachend durch Frühlingsſonne wiegte, lag Günthers Liebe, die Ruth das Höchſte dieſer Welt ſchien, und ſein Leid. Ruth warb um Chloes Liebe. Während des Kaffeetrinkens ſaß ſie ihr gegenüber und fühlte glücklich, wie unter ihren warmen Blicken Chloes Blicke warm wurden. Als dann aber Chloe, mit erwachender Vertraulichkeit, im Schwarm der andern an ihrer Seite durch die Wieſen

tollen wollte, wurde Ruth von ihrer Traurigkeit daran gehindert. Sie ſetzte ſich abſeits und ließ ihr Auge ruhen auf der ſchönen Seele, die beredt aus Chloes Körper und Antlitz ſprach. Und nachdem ſie lange hinübergeſehen hatte zu ihr, die ſie, wie ſie glaubte, unter hunderten erkannt haben würde, wünſchte ſie einmal, Chloe möchte krank werden und ſie müßte ſie pflegen dürfen, nur um ihr Gutes tun zu können. Chloe kam öfter zu ihr gelaufen; Ruth ging mit erzwungener Fröhlichkeit lächelnd auf ihr Geplauder ein, wobei ſie dachte: „Wüßteſt du doch, wie vertrauensvoll du mir, die ich in die Heiligtümer deines Lebens eingeweiht bin, dein ganzes Inneres zeigen könnteſt.“

Am Abend, als fern auf der Diele des Hauſes Tanzmuſik erklang, waren ſie ſich nicht mehr fremd, und das Geſpräch kam ganz von ſelbſt auf Günther. Da hörte Ruth von Chloe das Wort: „Ich habe im vorigen Jahr meine Liebe zu ihm mit Gewalt getötet.“ Und Ruth, die ihn und ſeine große Liebe geprieſen hatte, erſchrak ſo über Chloes von allem Weichmut freie Sicherheit, mit der ſie behauptete, ihn niemals wieder lieben zu können, daß nichts den Strom ihrer Tränen zurückhielt. „Ich kann überhaupt nicht mehr lieben,“ ſagte Chloe. Und etwas ſpäter erklärte ſie die Freundſchaft in der

Liebe für die Hauptſache. Ruth merkte bald, daß ſich hier keine Verſtändigung ermöglichen ließ, denn Chloe war in dem ſeltſamen Übergangsalter, wo man Fremdes und Eigenes, Falſches und Richtiges verwirrend miſcht und wo die Gedanken, die ſich noch in kindlicher Sprache äußern, doch die Gebiete der Erwachſenen zu erobern ſuchen und ſie eigenwillig und planlos durchkreuzen. Auch von ihrer Reife ſprach Chloe, und ihre Muſik und ihre Bücher behandelte ſie mit gewichtigem Ernſt.

Günthern traf Ruths Bericht über Chloes Worte wie ein vernichtender Schlag. Vor einem Jahre war er voller Selbſtanklage geweſen, weil er glaubte, durch Weichheit Chloes Liebe zerſtört zu haben, nun war er voller Selbſtanklage, weil er ihre Liebe durch Härte zerſtört zu haben meinte. „Durch eigene Schuld mein Glück verſcherzt, durch eigene Schuld ſeine Wiederkehr vereitelt!“ rief er aus. Jetzt, nachdem Chloe ihre Liebe zu ihm längſt getötet, erfuhr er, daß dieſe Liebe nach ihrem Abſchied noch gelebt hatte. Seine Lügen, die ihm ihre Liebe hatten retten ſollen, hatte ſie allzuſehr geglaubt, und ſie hatte, während ſeine Liebe nach ihrer Liebe ſchrie, ihre Liebe gemordet. Daß dies ihr beider furchtbares Schickſal ſei, wollte ihm ſchließlich doch nicht in den Sinn. „Nein,“ beruhigte er ſich, „ihr Blut

ſchweigt nur. Doch wenn es ſich einmal wieder regt, kann es nur meinen Namen nennen.“ Und wieder war er ſtolz darauf, daß Chloe nicht mehr lieben konnte, daß er ihre Liebesfähigkeit vielleicht für Jahre gelähmt hatte. —

Und nun war es erreicht, daß ſich Günther und Chloe wieder verſöhnt die Hände gaben. Aber er wurde in ihrer Nähe von den widerſprechendſten Gefühlen hin und her geworfen. Bald ſah er in einer Freundlichkeit eine kleine, aber unverkennbare Koketterie, mit der ſie ihn locken wollte, und war ſelig, bald ſtieß ihn eine vermeintliche Gleichgültigkeit in völliges Verzagen, bald geriet er, ſie in der Geſellſchaft junger Männer erblickend, in hellen Zorn: „Dieſes Duzen mit dummen Laffen, dieſes fade Bedürfnis, ſich zu amüſieren, verbunden mit ein wenig geſcheitem Geſchwätz, das nennt ſie ihre Reife!“ Meiſt freilich verſtand er ihren inneren Zuſtand beſſer und achtete in ihr den Menſchen, der, nach außen verſchloſſen durch eine fröhliche Maske, in Wahrheit feſt und ſicher einen eigenen Weg ging. Wenn ſie mit ihm von ihrer Muſik ſprach, ſo hörte er aus ihrem Tone Ehrgeiz und war gewiß, daß ihre Sehnſucht danach ging, Konzerte zu geben und zu wirken. „Wir ſind beides Weſen, zur Liebe geſchaffen. Wenn ſolche an ihrer eigentlichen Beſtimmung gehindert werden,

ſo wird Begierde nach Ruhm wach, nach dem Rauſch, der, nächſt der Liebe, der höchſte iſt. Dir mag es genügen, einen Saal voll Menſchen für dich zu haben. Ich aber, der ich mich geſchändet fühle dadurch, daß du mich nicht mehr liebſt, müßte, um mich vergeſſen zu können, ein König ſein, und Tauſende müßten den Saum meines Gewandes küſſen.“ Von den Jünglingen, die Chloes Anhang bildeten, ſah er manchen in Schmerz vergehen. „Guter Junge,“ dachte Günther, „was weißt denn du? Sieh du Chloe ein einziges Mal nackt, wie ich ſie lange Zeit täglich ſah, oder laß dich ein einziges Fünkchen treffen von den Feuergarben, mit denen ſie mich jauchzend überſchüttete, dann erſt gehe hin und ſchieße dir eine Kugel durch den Kopf.“ Er hatte jedes Talent zum unglücklichen Liebhaber verloren und vergaß bei Chloe keine Sekunde, ſeine Haltung zu wahren. Er hatte gelernt, grimmigſtes Weh zu tragen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Aber er ſuchte nach Mitteln, ihr Vertrauen wiederzugewinnen, und wie eine Erleuchtung kam es über ihn: Wer kann ſo ihr Freund ſein wie ich? Warum ſoll nicht einſtweilen meine zu allem befähigte Liebe in der Geſtalt verſtehender und ratender Freundſchaft zu ihr treten? Ich kann ihr auch ſagen, wenn ſie mir einmal offen be-

kennt, nicht lieben zu können, daß das gut ſei, daß ſie augenblicklich zu ihrer menſchlichen Reifung Liebe nicht nötig habe, daß ſie eine Zeitlang der Bücher und der Muſik bedürfe, um ihre Perſönlichkeit heranzubilden, und daß darum ihre Gefühlskräfte nicht verloren gingen, ſondern im Gegenteil ſich feſtigten und läuterten. Ich bin ja der einzige Menſch, der alles, was in ihr vorgeht, kennt, der allem, was in ihr Wege und Ziele ſucht, nachgehen und es führen und fördern, der ihren dunklen und taſtenden Gefühlen Sprache verleihen und ihren Mut zu ſich ſelber wecken und ſtärken kann. So wird ſie den Menſchen wiederkennen, den ſie als Kind für einen Heiligen hielt, und mit neuem und vertieftem Vertrauen ihr Kinderwort: „Du weißt alles“ wiederholen, ſie wird in dem begehrenden Manne auch den Genoſſen ihrer Gedanken finden, und die Gefühle ihres gequälten und dann eingeſchlummerten Blutes werden erwachen, wenn ſie den Vertrauten ihres Körpers als den Vertrauten ihrer Seele ſieht.

Darum wollte er, um mit ihr unbefangen zuſammenzuſein und ihr, in längeren Geſprächen, endlich einmal wieder ein unverſtelltes Bild ſeines Weſens zu zeigen, die nächſte Gelegenheit wahrnehmen. Sie ſchien ſich ihm in einem Frühlingsfeſt zu bieten, das Chloe mitfeiern wollte und zu deſſen Beſuch ſie ihn aufforderte.

Und ſo ging er hinaus, wo in offenen Hallen Muſik ertönte und bunte Lampions farbig dämmernd durch die Gärten hingen. Er wagte es lange nicht, ſich dem Tiſche zu nähern, an dem Chloe und ihre Mutter in fröhlicher Geſellſchaft ſaßen. Schließlich aber fürchtete er, ſchon längſt den Verdacht der Gleichgültigkeit erregt zu haben, und begrüßte ſie. Zum erſten Male wieder ſprach er mit der Mutter, die ſich ernſt, aber nicht kühl verhielt. Zwiſchen ihm und Chloe wollte es nicht zu einer rechten Unterhaltung kommen, er war linkiſch und ſie war umgeben von einem Schwarm von Liebhabern.

Er zog ſich zurück und verſchwand betrübt zwiſchen Tanzenden und zwiſchen Bäumen. Das verachtete er, die Luſt des Feſtes und ihre weitgezogenen Grenzen zu benutzen, um Chloe zu berühren und ein paar leichte Zärtlichkeiten zu erhaſchen. Sie ſollte ſehen, daß er dazu nicht gekommen war, und keinen Grund haben, ihn wie einen der anderen zu betrachten. „Aber ſoll ich darum im Hintergrunde ſtehen und die Meinung erwecken, kühl oder lüſtern nach Feſtfreuden oder knabenhaft ſchüchtern und traurig zu ſein?“ Er ſuchte ſie wieder auf und fand ſie neben einem jungen Manne mit ſemmelblondem Barte ſitzend. Friſch trat er auf ſie zu und bat ſie

lächelnd, ein paar Schritte mit ihm zu gehen. „Ich bin jetzt zu müde," antwortete sie.

Einige Augenblicke später sah er sie mit ihrem Begleiter tanzen. Großer Gott, dachte er, womit habe ich es verdient, daß sie mir einen Mann mit semmelblondem Barte vorzieht?

Er behielt sie scharf im Auge und beobachtete, voll Eifersucht und schwerer Angst, ob sie sich küssen ließ oder irgend jemandem kleine Freiheiten erlaubte. Aber er sah, daß ihr niemand zu nahe kommen durfte.

Dann hatte er ein paar glückliche Minuten. Er sprach mit ihr, und das Gespräch kam auf Kinder. „Ich verstehe nicht," sagte Chloe, „wie viele Leute ihre Kinder anleiten, zutraulich zu jedermann zu sein und sich Fremden immer gleich anzuschmiegen. Ich konnte als Kind niemals schön tun mit Menschen, die ich nicht kannte, ich lief fort oder war abstoßend." „Ja, das glaube ich," erwiderte Günther, „so kann ich es mir von dir denken. Auch ich liebe kein Kind, das sich an jede Schürze hängt. Sieht man doch schon dem Kinde an, ob es später seine Gefühle zu Markte tragen wird oder ob es ein Mensch ist von edler Verschlossenheit und würdigem Stolz, der sein Bestes verbirgt, um es für wenige oder nur für einen unverschüttet und rein zu erhalten." Chloe, die sich durch diese Worte hoch gewertet

fühlen mußte, verharrte merklich gern in ſolchem Ernſt des Geſpräches und ſagte noch manches, das, abſeits vom Tumult der Walzer und Spiel der Schmeichelworte, verſtanden und nachgefühlt ſein wollte.

Doch bald ward ſie von den klingenden Wogen entriſſen und zu dem ſemmelblonden Barte getrieben. Als Günther ſie eine Stunde ſpäter wieder erfolglos bat, ſagte er munter: „Du wirſt mir doch keinen Korb geben?“ Da erhielt er die Antwort: „Ich habe dir doch ſchon manchmal einen Korb gegeben.“ „Wann denn wohl? Ich wüßte nicht.“ „Nun du wirſt ſchon wiſſen.“

Er flüchtete ins Freie, und Berge des Schmerzes begruben ihn.

Als er zurückkehrte, ſaß ſie allein neben ihrer Mutter. Er ſetzte ſich zu ihnen. Eine helle Freude kam über ihn, ſeine Seele wurde zum Kinde. Eifrig ſcherzend erzählte er, Einfälle und Witzworte jagten ſich; gehoben von der reinſten Wallung ſeiner Natur, ſpielte Günther mit ihnen wie mit bunten Kugeln. Chloe ſagte, ſie habe ihn ſeit Edental, wo er ſich einmal im Übermut einen Wieſenabhang hinabgewälzt habe, niemals mehr ſo ausgelaſſen geſehen.

Danach ging Günther hinaus, taſtete nach ſeinem Revolver in der Taſche und beſchloß, ein

Ende zu machen. In ihm war ein Weh, viel größer und ſtärker als er. Wie er die Waffe an die Schläfe hielt, ſenkte ſich kühl und langſam eine kriſtallene Glocke in ſein Herz und wuchs himmelweit als ein Gewölbe aus eiſiger Ruhe. Und in der dünnen Luft voll großer, letzter Klarheit ſtanden vergangene ſchönſte Augenblicke: Chloe im Walde von Edental — er fragte: „Wie lange wird unſere Liebe dauern?“ „Ewig,“ ſagte ſie, „ſie wird nie aufhören.“ In der breiten Flut der Abendröte, die durch die Stämme brach, faltete ſeine Seele die Hände: „Es erfüllt ſich mein Schickſal.“ Er überſah hellſichtig den Weg ſeines ganzen zukünftigen Lebens, und ſelbſt in den fernſten Fernen ſtand Chloe. Und ein anderer Augenblick erſchien: Er hörte Chloe ſprechen, ihre größte Sehnſucht ſei, mit ihm zu ſchlafen; das Schlafen in ſeinen Armen denke ſie ſich oft noch ſchöner als alle Zärtlichkeiten. Das hielt er, der Schlafbereite, jetzt für ihr tiefſtes Liebeswort. Denn welch ein Vertrauen beweiſt es, ſich am vertraulichſten und traulichſten zu fühlen in einem Zuſtande, wo man gänzlich wehrlos iſt, wo ſelbſt das Freundliche feindliche Mienen annimmt und das Vertrauteſte fremd wird, wo ſich das Geſicht des beſten Freundes in eine tote und kalte oder gar drohende Maske verwandelt — und welch eine Liebe, noch das

Entſchwinden des Bewußtſeins für höchſte Wolluſt zu halten. Dann ſah er ſeine Schweſter, klug war ſie und voll reifer Güte. Und Ruth ſah er, heiß dankend ſah er ſie, die letztes Glück in ſein Leben gebracht und ihm Herz und Wände heimatlich bereitet hatte. Abſchied nahm er.

Aber was dann heraufkam aus der furchtbaren, vereiſten Stille und ihm die Waffe von der Schläfe riß, das war nicht Angſt. In dieſen weltfernen Augenblicken prüfte er ſich grauſam: es war nicht Angſt. Das, was ſchmeichelnd hervorkam aus den Tiefen, was gaukleriſch und mit Geſang ihn zog, was ihm die Kehle würgte mit drückender, allgewaltiger Süßigkeit: es war die Hoffnung. Die Hoffnung, die ihm in den Tagen des Glückes die ganze Erfüllung vorenthielt, die ihn im Unglück um den reinen, vollen Schmerz lieblich betrog, ihn zum ſiegloſen Kämpfer und erfolgloſen Lügner machte, die ihn hinter der gänzlich entfremdeten Geliebten herjagte, bis er wirklich wieder ihre Hand hielt, eine fremde Hand, die Hoffnung, die, mit tauſend Stimmen dem Menſchen vorangehend, ihn gläubig alles auf ſich nehmen läßt, bis er endlich, den verklingenden Geſang im Rücken und auf dem Antlitz die Schatten verwehender Trugbilder, ein geprellter und nun erſtaunter Narr, tot zuſammenbricht. Die Waffe in der Hand, ſah Günther

an dem bunten Flitter ſeines Koſtümes nieder:

„Es kann nicht vergeblich geweſen ſein, daß ich jeden Morgen mit dem Gedanken an Chloe aufgewacht und jeden Abend mit dem Gedanken an ſie eingeſchlafen bin. Und es wird nicht vergeblich geweſen ſein, wenn wir uns auch erſt im Alter wiederfinden und dann im Schein des Herdfeuers, an dem wir unſere Hände wärmen, noch einmal alles heraufkommt, was jemals hold geweſen iſt.“

„Chloe, mag dich dein Blut noch zu hundert anderen treiben und magſt du ſie lieben — keinen einzigen wirſt du lieben wie mich, ſo in duftender Friſche erſter Schöpfungstage, ſo jugendlich in ungebärdigen Frühlingskräften, ſo mit jubelnden Lenzesgewittern und Wonneſtürmen deines ganzen Weſens, ſo bis in den kleinſten Nerv ſchickſalsernſt und todesſelig erſchüttert, ſo ſtrahlend und mit erhobenen Händen in Verzückung gebannt, den Menſchen gefunden zu haben, der dein eigen iſt in jede Faſer, ſo, daß Gott Vater ſpricht: Nun erſt iſt alles gut. Darum — und ob du es niemals wiſſen willſt oder wiſſen wirſt: Ich bin auch dein Schickſal geworden.“

Und während er in ſeinem bunten Flitter zurückſchritt in das Feſt, in den Tanz, in den Wirbel, ſprach Günther: „Mich erfüllte ſeit meinen Kindertagen eine Sehnſucht: die Sehn-

ſucht nach dem Vollkommenen. Und mein Traum wußte nur von einer Erfüllung: von der Erfüllung durch die Liebe. Chloe, es gibt nur das Eine: Das große, ewige Alleinſein jedes Menſchen."

Princeton University Library
32101 069161667